

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

~~P. 1244. II.~~



Kindheits- und Jugenderinnerungen

von

Elise Schlichting

geb. Schulz

Druck: C. G. Bendes G. m. b. H., Papierverarbeitungswerk Köslin i. Pomm.

1940



Kindheits- und Jugenderinnerungen

von

Elise Schlichting

geb. Schulz

Druck: C. G. Bendes & Co. m. b. H., Papierverarbeitungswerk Köslin i. Pom.

1940

Inhalt.

Vom Lieben und Liebhaben	5
Erinnerungen an meine Großmutter Eleonore Schulz, geb. Herrmann	6
Das franke Ferkel	12
Gold, Weihrauch und Myrrhen	15
Die Junge, das unruhige Uebel	16
Das Wollfnäuel'	17
Gebetserhörnung	17
Sterbende Perlen	21
Der Stern von Bethlehem	22
Kindertränen	24
Wir Kinder und die Zigeuner	26
Die Wüste als Schule	35
Der alte Kuhhirte	40
Ein Engelmärchen'	43
Das Wort	48
Christ, der Retter, ist da	49
Bengalischer Feigenbaum	50
Nächstenliebe	50
Anders, ganz anders	52
Im Wartezimmer	53
Schlaflose Nächte	54
Weisse Lilien	55
Geborgtes Glück	56
Denen, die Gott lieben	57



Vom Lieben und Liebhaben.

Meine lieben Leser! Wenn Ihr diese Ueberschrift lest vom „Lieben und Liebhaben“, dann werdet Ihr zunächst sicher sagen: „was ist das für ein Unsinn, beides ist doch dasselbe.“ Aber Ihr irrt Euch, das ist etwas ganz Verschiedenes. Das erste, „Lieben“, ist Hinausstürmen ins Leben mit voller Kraft und voller Freude, das zweite, „Liebhaben“, stille Resignation und stilles Verzichten. Die Jugend soll lieben, das Alter darf liebhaben. Die Liebe der Jugend ist wie ein Konzertsaal, von tausend Kerzen erhellt, in dem die Instrumente singen und jauchzen, in dem ernste Musik mit fröhlicher wechselt, aber eben immer Musik erklingt, die über den Alltag des Lebens hinaushebt, den Alltag vergoldet und die Herzen jubelnd mitschwingen läßt. Und wenn ich alles zusammenfasse, was ich über diese Liebe sagte und schrieb, so komme ich doch leztlich zu dem einzigen Ergebnis über mein Nachdenken: Die Liebe ist und bleibt für uns Menschen ein großes, geheimnisvolles Gottesgeschenk; niemand wird jemals ergründen können, woher sie kommt und weshalb wir gerade d e n lieben und keinen andern und e r uns und keine andere.

Das Alter, wie ich schon sagte, darf „liebhaben“, und dieses Liebhaben ist wie ein stiller Altarraum in einem Gotteshause, in den das Licht gedämpft durch gemalte Scheiben fällt, wo sich die Hände falten und das Herz nicht überströmt von frohem Jauchzen, sondern erfüllt ist mit stillem Gebet für diejenigen, die wir liebhaben. Die Liebe der Jugend will geben, will aber in erster Linie nehmen; das Liebhaben im Alter will nichts mehr nehmen, sondern nur noch geben dürfen und ist beglückt, wenn es geben darf. Wenn wir die Liebe mit einem Licht vergleichen wollen, dann müssen wir sagen: die Liebe der Jugend blendet, die Liebe des Alters leuchtet.

Das ist zunächst das, was ich über die Grundidee der Liebe im eigenen Leben tief kennenlernte und deshalb glaube, auch darüber schreiben zu dürfen, und wenn Ihr genau erfahren wollt, was Liebhaben ist, dann geht einmal in die Feierabendhäuser der alten Diakonissinnen. Ihr werdet manch eine finden, die auch in ihrer Jugend erfuhr, was Jugendliebe ist, und auch lernen mußte, nur liebzuhaben, und bei der sich dies Liebhaben äußert in gebeugten Knien und gefalteten Händen für all' diejenigen, die sie sorgend und liebend im Herzen tragen und im Herzen trugen.

Aber nun kommt zu dem Lieben und dem Liebhaben noch ein drittes, das ist die Treue. Ihr meint, Liebe und Treue müßten eins sein, Liebe und Treue gehörten unbedingt zueinander. Liebe und Treue sind aber etwas ganz Verschiedenes, schon allein in ihrem inneren Aufbau. Es gibt viele Arten von Liebe — Elternliebe, Kindesliebe, die Liebe der Ehegatten zueinander, Freundesliebe, Nächstenliebe usw. —; aber — es gibt nur e i n e

Treue, ebenso wie es für den Mann nur eine Ehre gibt. Conrad Ferdinand Meyer sagt einmal in einem seiner Werke: „Die Ehre ist wie eine Insel im Meer mit steil abfallenden Ufern; wer einmal hinunterfiel, kommt nie wieder hinauf.“ So ist es auch mit der Treue. Treue ist einmalig, es gibt keine verschiedenen Arten von Treue. Aber was für herrliche Verheißung ruht auch auf dieser Treue! Um die Treue ist es etwas Heiliges, und auf ihr ruht der Segen dessen, der den Menschen in seiner Gnade und Barmherzigkeit die Treue hielt. Ich möchte schließen mit dem Wort: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ —

Erinnerungen an meine Großmutter Eleonore Schulz, geb. Herrmann.

Niedergeschrieben auf Wunsch meines Veters, des Fregattenkapitäns
Helmuth von Schulz.

Meine Großmutter bewohnte ein kleines Haus in der Nähe meiner Eltern auf dem Lande, und die stärksten Eindrücke aus meiner Kinderzeit sind von dem Zusammensein mit dieser Großmutter. Sie war mittelgroß, nicht gerade dick, aber auch nicht schlank, hatte einen schneeweißen Scheitel und trug immer weiße Hauben, die mit einer dichtgetollten Rüsche das Gesicht umrahmten und unten unter dem Kinn mit einer großen weißen Seidenschleife geschlossen waren. Ich habe sie nie anders wie in schwarzen Kleidern gesehen, und über den Kleidern trug sie immer lange, schalartige Tücher, so wie ich sie jetzt auch trage, seit ich alt geworden bin. Sie war sehr ruhig und wurde nur selten lebhaft. In ihrer ganzen Erscheinung und ihrem ganzen Auftreten lag etwas ungewöhnlich Vornehmes, aber auch sehr Zurückhaltendes. Im Dorfe genoß sie die größte Verehrung und Achtung; ob sie bei ihrer Zurückhaltung große Liebe genoß, kann ich nicht sagen. Jedenfalls hatte sie auch, wie alle Mitglieder unserer Familie, auf die ich mich besinne, größtes Interesse an Kranken und medizinischen Fragen. Sowie jemand im Dorfe krank war, kam man zu ihr, und sie behandelte die Leute mit Tee's, selbstgekochten Extrakten von Kräutern, Salben, die sie selber bereitete, und Homöopathie, und genoß den Ruf, daß, wenn sie nicht helfen könne, auch kein Doktor helfen könne. Bei dem Zubereiten der Salben und der Extrakte habe ich als Kind oft Handreichungen tun müssen und besinne mich genau, daß sie eine Salbe aus geschmolzenem Kindermark bereitete, dem sie alle möglichen Kräuter und andere Sachen zusetzte und die solange nach dem Schmelzen gerührt werden mußte, bis sie wieder fest war. Diese Rührarbeit durfte ich machen und erinnere mich, daß ich gewöhnlich, wenn ich es zu ihrer Zufriedenheit gemacht hatte, hinterher ein Bonbon oder ein Stückchen Schokolade bekam. Meine Mutter besuchte sie täglich und brachte ihr immer in einem kleinen Körbchen irgend etwas aus dem Haushalt mit, Eier oder Butter oder Wurst oder ähnliches, aber niemals durften wir Kinder ihr so etwas bringen. Wir durften ihr nur entweder Obst oder Blumen hintragen. In

dem Garten vor ihrem Hause blühten immer die schönsten Sommerblumen, die sie selber mit großer Sorgfalt pfl egte. Vor allen Dingen blühten da aber im Herbst ihre Lieblingsblumen, wei ße Lilien, und wenn wir Kinder sehr artig gewesen waren, dann bekam jeder von uns am Sonnabend 1 oder 2 Stiele dieser wei ßen Lilien, die wir zum Küster bringen durften und die dann am Sonntag auf dem Altar standen. Das war ein großer Stolz von uns Kindern, wenn wir das für Großmutter besorgen durften. Übers Artigsein hatte Großmutter besondere Ansichten, so galt es nicht als Ungezogenheit, wenn die Jungens die Hosensäcken zerfetzt hatten, oder wir Mädchen Risse in den Kleidern hatten. Gewöhnlich besserte sie die Schäden aus, ehe wir nach Hause gingen, weil Mutter darin anders urteilte wie Großmutter. Nur einem gegenüber war sie unerbittlich, wenn sie glaubte, daß wir nicht die Wahrheit gesprochen hätten, dann konnte sie sehr böse werden und bestrafte uns dadurch, daß wir keine Lilien zur Kirche tragen durften, oder auch nicht Erfrischungen zu einer Kranken in ihrem Namen. Das gab dann bei uns Kindern große Heulerei, und wir bettelten solange, bis sie uns vergeben hatte. Bei ihrer Einstell ung der Wahrheitsliebe gegenüber habe ich jetzt manchmal das Gefühl, als wäre sie doch etwas zu nüchtern und verstandesmäßig, zu klar eingestellt gewesen, um unserer kindlichen Phantasie Rechnung tragen zu können, und wir waren alle sehr lebhaft und sehr phantasiebegabt. Bei meinen Geschwistern änderte sich das, wie sie älter wurden, während es mir bis heute treu geblieben ist. Diese sehr lebhaft e Phantasie führe ich zurück auf den Tropfen italienischen Blutes, der einmal in unsere Familie gekommen war. Ich erinnere mich noch, daß wir einmal heulend aus der Kirche zurückkamen, weil die vertrockneten Lilien der vorigen Woche nicht mehr auf dem Altar standen, und da tröstete uns Großmutter und erklärte uns, die Lilien wären von 2 Engeln in den Himmel geholt worden während der Nacht und ständen nun vor Gottes Thron und blühten in ungeahnter Herrlichkeit. Selbstverständlich hatten wir in der kommenden Nacht alle diese beiden Engel fliegen sehen, und es gab eine große Kauferei, weil der eine behauptete, sie hätten ein weißes Kleid angehabt, der andere hatte sie hellrosa gesehen, der dritte hellblau. Nachdem wir uns weidlich verprügelt hatten, stürzten wir zu Großmutter und klagten ihr unser Leid, worauf sie ganz ruhig sagte: „Ihr habt alle recht; denn die Engel haben verschiedene Gewänder an, damit jedes von den Kindern sich seinen Engel aussuchen kann und ihn wiedererkennt, wenn es ihn noch einmal sieht. Leider hatte sie damit den Zweck, Frieden zu stiften, nicht ganz erreicht; denn sowie wir von ihr fortgingen, stürzten wir uns von neuem in die Haare, weil nun natürlich auf einmal jeder den rosa Engel haben wollte oder den blauen, bis Großmutter auch diesen Streit schlichtete.

Das höchste Glück für uns Kinder bedeutete es, wenn wir jeden Sonnabendabend zu ihr gehen durften und sie uns Märchen erzählte. Dazu bekamen wir im Winter Bratäpfel und im Sommer getrocknete Feigen, die aber so hart aufgetrocknet waren, daß wir selbst mit unsern scharfen Kinderzähnen stundenlang wie auf Lederstücken herumkauen konnten, bis sie weich waren; aber gerade das fanden wir herrlich. Großmutter saß bei diesen

Erzählungen in einem Ohrensessel, der vor ihrem Fenster stand, und wir Kinder durften uns ihre Fußbänke holen und saßen vor ihr. Ihre Wohnung war mit alten Mahagoni-Möbeln eingerichtet, von denen der größte Teil noch in meinem Besitze ist und die ich meinem Neffen Detlev hinterlassen will. Da war zunächst ein Schreibschrank, unten Schubladen, dann eine große Klappe, die heruntergelassen werden konnte und als Schreibtisch diente, und hinter dieser Klappe eine Anzahl kleiner Schublädchen; darüber ein Schränkchen mit 2 Glastüren. In diesem Schränkchen bewahrte sie immer etwas auf, womit sie uns Kinder erfreuen konnte, und dieser kleine Schrank spielte deshalb in unserm Leben eine große Rolle. Ein Stückchen Kuchen, ein Stückchen Schokolade, ein Bonbon oder etwas Kompott stand immer für uns bereit, wenn wir zu ihr kamen. Dieser Schrank stand, wenn man in das Zimmer hereinkam, rechts neben dem Ofen. An der großen Mittelwand standen ein Sofa mit Sesseln und davor ein runder Tisch, und an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern ein kleiner Mahagoni-Schrank, in dem sie ihre Hauben aufbewahrte. Auch diesen Schrank habe ich geerbt, und er steht in meinem Zimmer. Ueber diesem Schränkchen hing ein schmaler, hoher Spiegel, dessen Glas aus 2 Teilen zusammengesetzt war, ein Zeichen für sein Alter, da es damals noch keine so großen Spiegelscheiben gab. Er hatte einen schmalen Goldrahmen und hängt jetzt auch bei mir. Vor diesem Spiegel band sich Großmutter die Bänder ihrer Haube, was gewöhnlich längere Zeit in Anspruch nahm, da sie großen Wert darauf legte, daß die Schleifen ganz glatt und kunstvoll saßen. Von dem Schreibschrank möchte ich noch erwähnen, daß Großmutter uns erzählte, daß ihr verstorbener Mann, unser Großvater, ihn sich als ganz junger Mensch von seinem ersten ersparten Gelde gekauft hätte und sehr stolz auf diesen Schrank gewesen wäre. Sofa und Sessel hatte mein Bruder geerbt und als „alten Kram“ ohne mein Wissen verkauft. Unter dem Sofa und dem Tisch lag ein Teppich, mit vielen leuchtenden und bunten Blumen gemustert, von denen jedes von uns Kindern seine Lieblingsblume hatte, und oft lagen wir auf den Knien auf diesem Teppich und streichelten die Blumen und ließen uns von Großmutter erzählen, was für Blumen es wären und wo sie wüchsen. An den Fenstern hingen immer blütenweiße Gardinen, und auf den Fensterbrettern standen Sommer und Winter blühende Blumen. Das war, soweit ich mich erinnern kann, die Umgebung, in der Großmutter lebte. Vor ihrem großen Lehnstuhl stand ein Nähtisch; leider habe ich nicht ermitteln können, wohin der gekommen ist, da mein Bruder weniger Interesse an alten Sachen hatte, wie ich es von jeher gehabt habe.

Und nun noch einmal zu dem Thema von Phantasie und Lüge. Großmutter erzählte uns besonders gerne Märchen von den Wurzelmännchen, die winzig klein waren und unten in den Wurzeln der Bäume und Pflanzen wohnten und dort ihre Werkstätten hatten, wo sie Blätter und Blüten webten und malten. Und da kamen wir eines Tages zu ihr und erzählten ihr voller Begeisterung, wir hätten unter einer alten Linde im Garten Wurzelmännchen gesehen. Zuerst suchte sie uns das auszureden; da wir aber fest darauf bestanden, daß wir sie wirklich gesehen hätten, gab sie sich

große Mühe, uns den Unterschied zwischen Phantasie und Wirklichkeit klar zu machen, selbstverständlich bei unserem Alter ein völlig vergebliches Unterfangen. Da mußten wir uns zu ihr setzen, und sie sagte uns: „Ihr behauptet also ganz bestimmt, Wurzelmännchen gesehen zu haben?“ worauf wir im Chor schrien: „Ganz bestimmt, wir haben sie gesehen!“ Nur fing wieder der alte Kinderstreit an. Bei dem einen hatte das Wurzelmännchen ein grünes Röckchen, bei dem zweiten ein braunes und beim dritten ein graues usw. Großmutter wurde diese Angelegenheit entschieden etwas unheimlich, und schließlich sagte sie: „Nun will ich Euch einmal etwas sagen. Jetzt setzt Ihr Euch jeden Tag unter die alte Linde, und wenn Ihr wieder Wurzelmännchen seht, dann greift Ihr eins und bringt es mir mit.“ Mit Indianergeheul stürzten wir fort und saßen dann Tag für Tag unter der Linde und warteten auf die Wurzelmännchen, die natürlich nicht erschienen. Wie wir nach 8 Tagen Großmutter unser Leid klagten, da begriffen wir, was sie mit Einbildung und Wirklichkeit meinte.

Aber noch strenger achtete sie auf unsere Wahrhaftigkeit nach diesem Erlebnis, und wir hätten ihr doch manchmal so gerne etwas vorgeschwindelt; aber das merkte sie sofort, und wir gaben dieses Rennen sehr bald auf.

Wundervoll war es, wenn wir Sonntagnachmittag zu Großmutter zum Kaffee gehen durften. Sie kochte den Kaffee ganz anders, wie man ihn heute kocht. Nur ich bin zu dieser alten Methode zurückgekehrt und finde noch heute, daß er so am besten schmeckt. Bei diesem wichtigen Geschäft des Kaffeekochens durften wir Kinder zusehen, daher erinnere ich mich noch so genau daran. Sei hatte einen kleinen irdenen Topf, in dem nur Kaffee gekocht werden durfte. In diesen Topf schüttete sie den gemahlenen Kaffee, den wir Kinder natürlich auf der Kaffeemühle hatten mahlen dürfen; das ging reihum, damit keiner zu kurz kam bei dieser höchst interessanten Beschäftigung. Dann wurde kaltes Wasser auf den gemahlenen Kaffee gegossen, und er wurde auf das Feuer gestellt, bis er kochte. In dem Moment, wo er anfang zu kochen, einer der interessantesten Momente für uns Kinder, goß sie einen Eßlöffel kaltes Wasser dazu. Dann wurde er vom Feuer genommen und durch einen Kaffeebeutel gegossen, um ihn zu klären. Dieser Kaffeebeutel spielte eine große Rolle in Großmutter's Haushalt. Er wurde täglich gewaschen, durfte aber nie an der Luft trocknen, da sie sagte, dann schmeckte der Kaffee nicht. Wenn dann die große, geblünte Kaffeekanne auf der weißen Tischdecke stand in ihrem Wohnzimmer und herum die bunten Tassen, von denen jede verschieden war und bei denen wir Kinder eifersüchtig darauf achteten, daß jeder die Tasse wieder bekam, aus der er einmal getrunken hatte, dann saßen wir mit atemloser Spannung herum, bis Großmutter den Kaffee eingoß. Und dann trank sie zum Kaffee nicht etwas anderes wie Ziegenmilch, weil sie behauptete, Kuhmilch und Sahne schmeckten nicht zum Kaffee. Diese Ziegenmilch gab es in einem großen Topf, und wie Großmutter das gemacht hat, weiß ich nicht, aber sie sah immer aus, als wäre es Schlag-sahne. Zu diesem Kaffee bekamen wir Brote, mit Butter und Honig bestrichen, und so gut wie der Kaffee bei Großmutter mit den Honigbrotten hat mir wohl nie im Leben wieder Kaffee geschmeckt. Aber wehe uns,

wenn wir Flecke auf das Tischtuch machten. Zerrißene Kleider rührten sie nicht; aber unvorsichtige Flecke auf dem weißen Tischtuch, das konnte sie nicht vertragen, dann wurde sie ungeduldig und verweigerte in ganz schweren Fällen die zweite Honigschnitte. Wie oft habe ich mit meinem verstorbenen Bruder noch von all' diesen Sachen gesprochen, ganz besonders in der letzten Zeit seines Lebens. Was der eine nicht wußte, wußte der andere, und darum ist mir das wohl alles so klar in der Erinnerung geblieben; denn immerhin liegt das, was ich hier erzähle, ungefähr 66 Jahre zurück.

In der Weihnachtszeit hatte sie immer große Geheimnisse, und ein Puppenkleid, von Großmutter genäht, war selbstverständlich ganz etwas anderes wie das, was zu Hause gearbeitet worden war, und galt für die Puppe während des ganzen Jahres als Sonntagkleid.

Am Sonntag ging Großmutter regelmäßig zur Kirche. Dann durften wir Kinder, d. h. wir beiden Ältesten, einer rechts und der andere links von ihr gehen, und dann kamen wir uns vor, als wenn wir mit einer Fürstin durch das Dorf gingen, und ich besinne mich noch, wie tief die Leute vor der Großmutter die Hüte zogen, oder wohl auch stehen blieben und ihr nachblickten. Wir Kinder kamen uns dabei sehr wichtig vor. Die beiden jüngsten Geschwister mußten mit meinen Eltern gehen, und wir wurden sehr von ihnen beneidet, daß wir an Großmutter's Seite durch das Dorf gehen durften. Alles, was Großmutter machte und tat, war für uns Kinder Vorbild und unerreicht. Meine Mutter verwöhnte uns eigentlich sehr viel mehr; denn Großmutter konnte recht energisch sein, obgleich sie nie eins von uns Kindern geschlagen hat. Aber trotzdem war Großmutter das höchste Wesen, das es für uns auf der Welt gab. Mein Vater konnte leicht sehr heftig werden und war dann nicht immer ganz gerecht bei seinen Strafen. Da trat Großmutter manchmal dazwischen und nahm uns in Schutz. So innig das Verhältnis zwischen meiner Mutter und meiner Großmutter war, so kühl war es zwischen meinem Vater und Großmutter. Die beiden behandelten sich mit großer Höflichkeit, aber wahrten doch einen sehr großen Abstand. Der größte Stolz meiner Großmutter war aber doch ihr Sohn, Dein Vater. Wenn der mit seiner Frau im Sommer nach Cran-gen kam, um bei meinen Eltern seinen Urlaub zu verleben, dann war Großmutter so fröhlich und so nachsichtig wie sonst nie im Jahre, und wenn sie am Arm ihres Sohnes — dessen Frau ging auf der andern Seite — spazieren ging, dann mußten wir Kinder in Reih und Glied hinter ihr gehen, und dann kam sie sich wohl selber wie eine Fürstin vor. Immer wieder möchte ich betonen diese große Würde und Vornehmheit im Wesen meiner Großmutter, die mir als junges Mädchen, wie sie schon lange tot war, als vorbildlich galt und die ich mich vergeblich bemühte, ihr nachzumachen. Mutter hatte auch diese Vornehmheit in ihrem Wesen, schien aber doch warmherziger, und dadurch war es bei ihr gemildert. Wenn z. B. einer von uns Kindern vergessen hätte, Großmutter bei der Begrüßung die Hand zu küssen, dann, glaube ich, hätten wir uns einen sehr energischen Tadel zugezogen, oder sie hätte uns verboten, ihr 4 Wochen hindurch die Hand zu küssen, was meinem Bruder gegenüber einmal als

Strafe angewandt wurde und den wir andern Geschwister durch unsere Neckereien darüber fast zur Verzweiflung brachten. Zärtlich war Großmutter selten mit uns; aber wenn sie es einmal war, dann galt das auch als etwas ganz ganz Besonderes.

Wenn Mutter krank war, durften wir bei Großmutter zum Mittag essen, und ich fürchte, wir Kinder waren lieblos genug, manchmal zu wünschen, daß es Mutter nicht ganz gut ginge, nur, daß wir bei Großmutter essen durften. Dann wurden jedesmal als Nachtisch Pfannkuchen — Eierkuchen — gebacken und die wurden mit Kompott belegt, und nie in meinem Leben hat mir wieder ein Eierkuchen so geschmeckt wie der bei meiner Großmutter. War eins von uns Kindern krank, dann kam sie herüber zu meinen Eltern, behandelte uns selbst und war Tag und Nacht bei uns. Eins ihrer Hauptheilmittel war Kamillentee, und jedesmal bei uns zu Hause, wenn ein Geschwisterchen geboren wurde, roch es stark nach Kamillentee, wodurch wir Kinder auf die Idee kamen, daß in jedem Hause, wo es nach Kamillentee roch, ein Kind geboren sein mußte, und wir stürzten dann tief beleidigt nach einem Besuch in diesen Häusern zu Großmutter und fragten: „Warum riecht es dort nach Kamillentee, da hat der Storch doch kein Kind hingebracht!“ Dieses Vorrecht des Kamillentee's, nur da benutzt zu werden, wo Kinder geboren waren, ist mir lange in Erinnerung geblieben.

Großen Wert legte Großmutter auf die Pflege ihrer Hände. Sie sowohl wie Mutter hatten wunderschöne Hände, was mir später einmal ein Bildhauer, der sie kennengelernt hatte, besonders klar machte. Und wie Mutter gestorben war und wir ihr die Hände falteten, da hatte ich wirklich den Eindruck, sie wären vollendet schön und wie aus Marmor gemeißelt.

In jedem Sommer fuhren meine Eltern mit uns Kindern an die See nach Rügenwalde. Dahin kam Großmutter aber nie mit, trotz all' unsers Bittens und Flehens, weil ihr die Fahrt zu beschwerlich und anstrengend war. Und ich erinnere mich noch genau eines Tages, wie ein reitender Bote kam, wie wir in Rügenwalde waren, mit der Nachricht, Großmutter wäre schwer erkrankt. Vater und Mutter fuhren sofort ab; wir Kinder durften erst am nächsten Tage nachkommen, weil alles gepackt werden mußte, und als wir zu Hause ankamen, führte uns Mutter schluchzend an das Sterbebett meiner Großmutter. Sie war kurz vor unserer Ankunft gestorben an einem eingeflemmten Bruch. Einen Arzt zu erreichen, war ja mit größter Schwierigkeit verbunden; Depeschen kannte man damals noch nicht, und ein reitender Bote war bis zum Arzt mehrere Stunden unterwegs, und bis er dann kam, war es gewöhnlich zu spät. Ich sehe noch bei dieser ersten Toten, die ich im Leben sah, das lächelnde Gesicht, mit dem sie im Sarge lag, und ich weiß noch genau, wie verzweifelt wir Kinder waren, wie ein Stück nach dem andern aus ihrer Wohnung herausgebracht und zu meinen Eltern getragen wurde. Wir Kinder gingen dann abends vor dem Zubettgehen in das Zimmer, in dem die Möbel standen, und streichelten sie, und Mutter stand daneben und weinte. Wie oft haben wir Kinder dann an ihrem Grabe gestanden und ihr Blumen

gebracht, und es kam auch wohl mal vor, daß wir ein Stückchen Wurst oder ein Stückchen Kuchen, was uns besonders gut geschmeckt hatte, in Papier wickelten und damit zum Friedhof liefen und auf ihr Grab legten. Daß sie nicht mehr da war, konnten wir Kinder nicht begreifen, und es war uns, als wäre das Größte und Schönste aus unserm Leben fortgenommen, als die Großmutter zu Grabe getragen war. Dann richtete sich Mutter ein ganz kleines Zimmer ein. In dem hingen die Bilder meiner Großmutter, die Bilder ihrer Geschwister und unter denen ein Christusbild, und zwar in einer Ecke dieses Zimmers. Unter dem Christusbild stand ein eisernes Kreuzifix, das Großmutter schon von ihren Eltern geerbt hatte und das aus der eisernen Zeit von 1813/14 stammen soll, was mir kürzlich durch einen Kunsthändler bestätigt wurde. Auch dieses Kreuzifix bekommt Detlev, und wenn er sein erstes Kind taufen läßt, dann bitte ich ihn, dieses Kreuzifix auf den Taufstisch zu stellen, wie es bei all' uns Kindern auch der Fall war. In dieses kleine Zimmer meiner Mutter durfte niemand ungerufen kommen. Vor der Ecke, die sie sich als Erinnerung eingerichtet hatte, stand eine niedrige, mit dunkelrotem Pflisch bezogene Bank, und auf einem kleinen Tisch seitlich davon lag die alte Familienbibel. Nur einmal stürmten wir Kinder ungerufen in dies Zimmer, und es machte uns einen unauslöschlichen Eindruck, wie wir Mutter auf diesem Bänkchen vor dem Kreuzifix kniend fanden; aber das haben wir nur einmal erlebt. Nachdem schloß sie, wenn sie in das Zimmer ging, die Thür hinter sich zu. Aber dies Bild hatte sich uns Kindern so tief eingeprägt, daß mein Bruder noch wenige Stunden vor seinem Tode oder vielmehr, bevor er das Bewußtsein verlor, daran erinnerte.

Wagenfahrten liebte meine Großmutter nicht. Sie ist nie mit uns ausgefahren, obgleich es für uns Kinder immer ein großes Erlebnis war, wenn Vater mit uns spazierenfuhr. Viel erzählte sie auch von ihrem Leben in Stettin als junge Frau, von einer Wohnung auf der Castadie und Bootfahrten nach Frauendorf und Gohlow; aber was sie uns darüber erzählte, habe ich vergessen, und auch daß ich die Namen behalten habe, liegt wohl nur daran, daß ich bei wiederholtem Aufenthalt in Stettin sie hörte und sie mir dadurch wieder in Erinnerung kamen. Stettin war und blieb das Land ihrer Sehnsucht und das Land ihres ersten jungen Glückes an der Seite ihres Mannes. Und von Stettin erzählte uns auch Mutter noch oft nach Großmutter's Tode.

Das kranke Ferkel.

Eine Kindheits Erinnerung.

Wir Kinder wurden in meinem Elternhause nicht nur zur Nächstenliebe erzogen und zur Hilfsbereitschaft für Minderbemittelte, sondern auch zur Liebe zu Tieren, wozu sich ja auf einem Gut allerhand Gelegenheit bietet, und die nachfolgende kleine Erinnerung soll ein Beweis dafür sein, welche Freude Kinder an der Pflege von Tieren haben.

Eines Morgens, wie wir mit meinen Eltern beim Frühstück saßen, kam der Schweinemeister herein und meldete meinem Vater, es wären Ferkel jung geworden, aber darunter eins, das sähe so jammervoll und kümmerlich aus und machte so ausgesprochen einen kranken Eindruck, daß es doch wohl das beste wäre, es zu töten, damit es nicht unnötig den andern Nahrung fortnehme. Daß man alte Schweine, wenn sie fett waren, schlachtete, war uns Kindern etwas Selbstverständliches; aber daß man ein kleines, süßes Ferkel schlachten wollte, das fanden wir so unerhört grausam, daß wir zu meinem Vater stürzten und ihn anflehten, er möchte uns das kranke Ferkel schenken, wir wollten es pflegen, und wenn wir es groß bekämen, sollte es für uns verkauft werden, und von dem Gelde wollten wir Weihnachtsgeschenke machen. Mein Vater lachte, aber meine Mutter redete gut zu, und so hieß es denn zum Schluß: „Na, meinerwegen, nehmt das kranke Ferkel und pflegt es!“ Zunächst blieb es natürlich bei dem Müttertier, und wir erlebten die erste große Enttäuschung, als wir abends ernstlich berieten, wer von uns Geschwistern das kranke Ferkel zuerst während der Nacht zu sich ins Bett nehmen dürfte. Da gab es ein strenges Verbot, daß das ein für allemal ausgeschlossen wäre. Wir stürzten also zum Stall und fanden wirklich ein Jammervieh erster Klasse mit lang herabhängendem, kleinem Schwänzchen, müde herabhängenden Ohren und ganz krummem Rücken; aber je elender es uns erschien, umso größer wurde unsere Liebe und der Wunsch, es zu pflegen, in unsern Kinderherzen. Es mußte zunächst natürlich bei dem Müttertier bleiben, bis es abgesetzt wurde. Inzwischen hatten wir einen Vertrag mit dem Kuhfütterer und dem Stellmacher geschlossen. Wir fanden den Kuhstall viel wärmer und gesünder für das kranke Ferkel wie den Schweinestall. So wurde in der Ecke des Kuhstalles eine kleine Bucht gebaut, die mit Heu und Stroh sorgsam ausgepolstert wurde, und als der große Tag kam, an dem das Ferkel in den Kuhstall übersiedeln konnte, geschah das natürlich in einem Triumphzug von uns Kindern. Im Dorfe hatten wir uns eine Milchflasche besorgt und einen Gummisauger, und nun begann unsere Pflege. Das kleine Vieh trank gutwillig aus dem Gummisauger die ihm gereichte lauwarne Milch, der immer etwas Hafer schleim zugesetzt wurde, und wir Kinder wechselten uns ab in der Schweinewache, wie wir es nannten, so daß immer einer von uns an der Bucht saß und den andern berichten konnte über jede Bewegung und alles, was sonst zu dem Leben eines kleinen Ferkels gehört. Wie es größer geworden war, holten wir uns von der Wirtin eine kleine Holzhütte, eine Scheuerbürste und Seife, und alle 14 Tage wurde das kleine Vieh geseift und gebürstet und hinterher mit Öl eingerieben, was gewöhnlich zu einer Katastrophe für unsere Kleider wurde; aber darauf erklärten wir unmöglich Rücksicht nehmen zu können. Als das Ferkel soweit war, daß wir ihm anderes Futter geben konnten, sparten wir uns abends jeder eine halbe Butterschmitten ab, wenn irgend möglich, auch etwas Wurst oder Schinken; alles wurde ganz klein geschnitten, mit saurer Milch gemischt und dann am nächsten Tage in den Stall gebracht. So ging es Wochen weiter. Der Rücken des kleinen Tieres wurde gerade, das Schwänzchen fing an sich zu ringeln und die Ohren sich aufzurichten, und

wir Kinder waren stolz geschwollen über das, was wir erreicht hatten. Jeden Morgen kam einer meiner Eltern hin und besichtigte den Erfolg unserer Pflege und ging schmunzelnd wieder davon. Aber dann kam noch ein kritischer Tag. Augenscheinlich hatten wir das arme Vieh überfüttert; denn eines Morgens machte es durchaus einen kränkeren Eindruck. Wir Kinder setzten uns zu einem Familienrat zusammen und berieten, was für ein Medikament wir ihm geben könnten. Da fiel uns ein, daß wir Kinder, wenn wir uns den Magen verdorben hatten, eine Teelöffelspitze voll Natron bekamen, das wir unter furchtbarem Gesichterschneiden schlucken mußten. Und was uns bekam und half, mußte doch auch dem Ferkel helfen! Mein Bruder nahm es also auf den Schoß und riß ihm die kleine Schnauze auf, und ich stand mit der ernststen Miene eines Geheimen Medizinalrates davor und stopfte ihm einen halben Teelöffel voll Natron ins Maul, und wir Kinder waren ganz entzückt, daß es keine Gesichter schnitt. Heute ist mir nicht ganz klar, wie es das hätte machen sollen; aber damals waren wir sehr überrascht. Und merkwürdigerweise, das Medikament half. Am nächsten Tage war das Unbehagen des kleinen Tieres überwunden, und es fraß wieder alles, was wir ihm brachten. Später hat uns der Schweinemeister gestanden, daß seitdem als Medikament im Schweinestall Natron nie ausgegangen wäre.

So vergingen die Monate, und es war wohl länger wie ein Jahr, wie wir wieder einmal, als wir mit meinen Eltern frühstücken, den Schweinemeister kommen sahen, der meinem Vater meldete: „Morgen geht ein Transport mit fettschweinen in die Stadt, wir müßten doch wohl das kranke Ferkel von den Kindern mitschicken, da es mittlerweile über 4 Zentner wiegt.“ Da half nun all' unser Protestieren nicht, es wurde kategorisch zum Tode verurteilt, und wir Kinder saßen heulend vor seiner Bucht, wanden einen großen Kranz aus Eichenlaub, den wir ihm um den Hals hingen, und waren verzweifelt, wie wir sahen, wie es am nächsten Morgen verladen wurde. Sonst hatten wir große Freude an Einnahmen für unsere Sparbüchsen, besonders zur Weihnachtszeit; aber wie uns dieser große Betrag für „das kranke Ferkel“ ausgehändigt wurde von meinem Vater, da freute sich keiner von uns. Wir trauerten ihm ehrlich und redlich nach und wurden erst wieder froh, als meine Eltern uns 6 Wochen darauf mit zur nächsten Stadt nahmen, um ganz selbständig Weihnachtseinkäufe zu machen. Als wir mit diesen Weihnachtsgeschenken nach Hause kamen, da fühlten wir uns, glaube ich, wie Fürstentkinder mit all' unserm Reichtum. Aber trotz der Freude der Beschenkten überschlich uns am heiligen Abend doch noch eine leise Wehmut, wenn wir dachten, daß wir diese Geschenke nur hatten kaufen können, indem unser dicker, fetter Liebling, das kranke Ferkel, geopfert wurde.

Mir erscheint es heute eine große Weisheit meiner Eltern gewesen zu sein, daß sie uns Kinder auf diese Art an die Pflege von Tieren gewöhnten und uns zu Pünktlichkeit, treuer Pflichterfüllung und Rücksichtnahme erzogen, und wenn ich diese kleine Geschichte hier erzählt habe, so soll das ein Dank an meine Eltern sein, die nun ja schon seit Jahrzehnten von uns gingen, für das, was sie uns auf unsern Lebensweg mitgaben.

Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Mit dem ersten Advent beginnt die Zeit der Vorfreude und der Vorbereitung auf das Weihnachtsfest. Wir lesen in der Weihnachtsgeschichte von dem Besuch der drei Könige aus dem Morgenlande in dem Stall von Bethlehern, wo sie das Christkind fanden und anbeteten und ihm ihre Gaben darbrachten. Es ist uns so geläufig geworden, von diesen Gaben: Gold, Weihrauch und Myrrhen, zu sprechen, daß wir uns gar nicht klar machen, wieviel fürsorgende Gnade Gottes darin lag, daß gerade diese drei Geschenke in der Krippe des Jesuskindes niedergelegt wurden.

Die Könige aus dem Morgenlande mußten nach Jerusalem kommen, denn sie erzählten, sie hätten einen Stern gesehen, d. h. den Stern, der ihnen sagte, daß in Jerusalem ein großer König geboren sei. Diesem Stern nachzureisen war ihr Befehl, ihr Befehl von Gott, und den hatten sie zu erfüllen. Aber nun: weshalb waren es gerade Gold, Weihrauch und Myrrhen, die sie als Geschenk für das Jesuskind mitbringen mußten? Habt Ihr darüber wohl einmal nachgedacht? Ich habe es getan, und will Euch nun sagen, was ich mir dabei denke.

Als Maria und Josef den Befehl bekamen, mit dem Kind nach Aegypten zu fliehen, wickelte Maria das Gold und den Weihrauch in eine Windel, ebenso die Kürbisflasche, in der sich der heilende Balsam, die Myrrhe, befand. Und dann kniete sie nieder und dankte Gott für diese großen Geschenke.

Mit dem Golde konnte sie die Herbergen bezahlen, in denen sie von Zeit zu Zeit übernachteten mußten, mit dem Gold auch konnte sie Nahrung kaufen für sich und Milch für das Kindlein, das war der Zweck des Goldes.

Und der Weihrauch? Ihr wißt ja alle wohl aus katholischen Kirchen her, was Weihrauch ist und wie wunderbar er duftet, wenn er verbrennt. Diesen Weihrauch nahmen Maria und Josef mit in die Herberge in das Stübchen, das man ihnen zum Anruhen anwies. Dann holte Maria einige glühende Kohlen aus der Herbergsküche, stellte sie in ihre Stube und warf Weihrauch darauf. Dann flohen aus diesem Zimmer alle den Menschen gefährlichen Ungeziefer und Tiere, wie: Taranteln, Skorpione, Schlangen u. a., nach deren Stichen und Bissen die Menschen sterben. Weihrauchduft aber ist ihnen etwas so Ungewohntes und zugleich so Un-erträgliches, daß sie sich schleunigst aus dem Staub machen und das Zimmer gefahrlos wird.

Und schließlich die Myrrhen! Es gibt heute noch eine Medizin, die heißt „Myrrhentinktur“; man nimmt sie tropfenweise in ein Glas Wasser zum Desinfizieren der Zähne und der Mundhöhle. Damals war diese Myrrhe ein Balsam, der heilend wirkte bei wunden Stellen oder Verletzungen. Wenn Maria und Josef tagelang gewandert waren, dann waren ihnen wohl manchmal die Füße wund geworden und dann rieben sie sie abends in der Herberge mit Balsam aus Myrrhen ein. Am nächsten Morgen waren sie wieder heil, und sie konnten weiter wandern.

So, meine lieben Kinder, nun habe ich Euch erzählt, weshalb die Weisen aus dem Morgenland auf Gottes Befehl hin dem Jesuskind ge-

rade Gold, Weihrauch und Myrrhen bringen mußten. Und nun erzählt das auch Euren kleinen Freunden und Freundinnen, damit sie ebenso klug werden wie Ihr. Und wenn Euer Lehrer in der Sonntagschule fragt: „Weshalb gerade Gold, Weihrauch und Myrrhen?“ — dann könnt Ihr die richtige Antwort geben!

Die Zunge, das unruhige Uebel.

Wenn wir alt werden und die Arbeit unseres Lebens hinter uns liegt, wenn die Hände müde in den Schoß sinken und die Füße uns nicht mehr über weite Strecken tragen wollen, dann bleibt ein Glied immer noch beweglich, und ich habe sogar gefunden, es wird beweglicher, je älter wir werden. Das ist unsere Zunge. Die Mäuler der alten Leute gehen oft wie die Klappermühlen hin und her, und es ist durchaus nicht gleichgültig, was wir reden. Wenn ich den Jakobusbrief lese, dann erschreckt es mich jedesmal von neuem, wenn ich an die Stelle komme, wo Jakobus die Zunge „das unruhige Uebel voll tödlichen Giftes“ nennt. Wollen wir uns nicht davor hüten, daß das auch auf uns zutrifft?

Zwei Klippen gibt es, an denen wir alten Leute so leicht scheitern; die eine ist, daß wir anfangen zu *schwa*zen. Das ist nicht so schlimm; denn damit ermüden wir nur die andern, oder wir langweilen sie. Wenn wir aber anfangen, zu *klats*chen, dann wird die Geschichte sehr übel; denn dann geht das immer auf Kosten der andern, und zwar meist der lieben Nächsten. Nun gibt es noch ein drittes, wozu wir unsern Mund und unsere Zunge gebrauchen können und wozu wir uns erziehen sollen und die Sprache in den Dienst dieser Arbeit stellen, das ist das „*Er*zählen“. Wie gerne sitzen Kinder um uns her und lassen sich von uns Märchen erzählen, oder auch biblische Geschichten, oder auch Legenden aus der Geschichte der biblischen Figuren. Das sind die Kinder. Dann kommt die *Jugend*. Wir können ihr von unsern Erlebnissen, von unsern Erinnerungen und auch von unsern Erfahrungen erzählen. Wir dürfen nur nicht enttäuscht sein, wenn sie trotz allem ihre Erfahrungen höchst eigenhändig machen will und dabei manche Dummheiten begeht, bei denen wir sie nicht verstehen. Dann heißt es, ihr helfen, um Nüt zu machen, und sie vor neuen Thorheiten zu schützen.

Und schließlich das *Plaudern* mit Altersgenossen. Glücklicher, der noch Freunde oder Verwandte besitzt, mit denen er zusammen jung war und zu denen er sagen kann: „Weißt du noch?“ Ja, wie strömen da die Erinnerungen auf uns ein, wie glücklich sind wir, wenn wir gemeinsam verlebter, eigener Jugend gedenken können, und wie dankbar falten sich nach so einer Pflanderstunde abends im Bett die Hände, wenn wir beten: „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über mir Flügel gebreitet!“

Also, meine lieben Leser, die Schlussfolgerung dieser kleinen Betrachtung ist: Hört auf zu schwätzen, hütet euch vor dem Klatschen und lernt erzählen! Vergesst beim Erzählen auch nicht die großen Männer der Vergangenheit unserer vaterländischen Geschichte! Darum bitte ich Euch.

Einen herzlichen Gruß für Euch alle!

Das Wollknäuel.

In einem alten Hause, mit dem Blick auf den Garten, liegt ein kleines Zimmer, dunkle Mahagonimöbel, sorgsam gepflegt, blütenweiße Mullgardinen vor dem Fenster und auf dem Fensterbrett blühende Geranienköpfe. Im Lehnstuhl am Fenster ein altes Mütterchen, das fleißig strickt. Es ist die einzige Arbeit, zu der die müde gewordenen Hände und Augen noch reichen, und bedeutet doch für sie ein so großes Glück; denn in jede Masche strickt sie ein Stückchen Liebe für die Enkelkinder, denen die Arbeit gilt. Da rollt ihr das Wollknäuel vom Schoß, und wie sie es wieder aufhebt, ist der Faden verknotet und verwirrt und voller Schlingen. Mit zitternder Hand sucht sie die Wolle zu entwirren; aber sie wird ungeduldig bei der Arbeit und die Knoten ziehen sich fester zusammen, und die Hände sinken müde in den Schoß. Da tritt die junge Enkelin in das Zimmer und fragt: „Großmutter, was hast du denn? Du siehst ja ganz traurig aus.“ Wieder nehmen die alten Hände die Wolle hoch und zerren daran herum, bis die Großmutter schließlich sagt: „Mir hat sich die Wolle verwirrt und ich kann sie nicht wieder glatt machen.“ Die Enkelin sieht neugierig auf all' die Wirrnis herab und sagt schließlich: „Gib her Großmutter, ich werde es dir machen.“ Aber da die alte Frau immer noch ungeduldig weiter an dem Faden zerrt, nimmt die Enkelin ihr schließlich die Wolle aus der Hand und bringt sie in kurzer Zeit in Ordnung. Da richtet sich die Großmutter auf und sagt: „Weißt du, mein Kind, aus diesem Erlebnis wollen wir beide lernen. So wie mit der Wolle heute geht es uns Menschen oft im Leben mit unserm Lebensfaden. Er fällt uns aus der Hand, liegt im Staub der Straße und wird verwickelt, daß wir uns garnicht mehr zurechtfinden und ihn nur noch mehr verknoten, je ungeduldiger wir werden. Erst wenn wir uns entschließen, ihn aufzuheben und mit all' seinen Wirren und Schlingen und Unebenheiten in die Hand des Heilands zu legen, und selber still die Hände falten und nur sprechen: „Du wirst's wohl machen,“ erst dann können wir sicher sein, daß der Heiland ihn uns geglättet in die Hand zurücklegt, bis wir durch eigene oder fremde Schuld wieder vor scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten stehen. Aber die Heilandshände sind immer bereit, uns zu helfen, und je willenloser wir werden, umso stärker wird seine Hilfe; denn er ist bei uns bis ans Ende der Welt.“

Gebetserhörng.

Wie Herr Direktor Balles noch Geistlicher und Seelsorger an unserer Christuskirche hier in Köslin war, nahm er mich als Mitglied in unsere herrliche Methodistengemeinde auf, und so besuchte ich auch seine Bibelstunden. Da richtete er in einer derselben an die Gemeinde die Frage: „Brauchen wir Gebetserhörngen?“ Ich war damals über die Verschiedenheit der Antworten etwas erstaunt und gespannt, wie er selber diese Frage beantworten würde. Mit der ihm eigenen großen persönlichen Liebenswürdigkeit hörte er alle diese Antworten an, dann richtete er sich auf und sagte:



„Ja, wir brauchen Gebetserhörungen zur Stärkung unseres Glaubens!“ Und ich stimmte dieser Auffassung aus tiefstem Herzen bei und freute mich seiner klaren Stellungnahme.

Nun möchte ich Euch, Ihr lieben Schwestern, von der ersten Gebets-erhörungs erzählen, die ich bewußt erlebte und die für mein Gebetsleben eine starke Wandlung bedeutete. Was ich Euch als Erinnerung erzähle, wird Euch zunächst wohl nur komisch erscheinen; aber ich glaube, wenn Ihr ruhig über das Kindererlebnis nachdenkt, dann werdet Ihr doch erkennen, wie Gottes Wege immer verschieden, aber stets wunderbar sind, wenn er uns zeigt, daß er uns liebt und zu sich zieht aus lauter Güte.

Ich war ein Kind von 15 Jahren und hatte seit einem halben Jahre Konfirmandenunterricht bei einem der gläubigsten und klügsten Geistlichen, die mir wohl im Leben begegnet sind. Er sprach vielleicht für einige seiner Konfirmanden etwas zu gelehrt; aber wir, die wir ihn verstanden, nahmen aus seinen Stunden Schätze mit, die uns bis an unser Lebensende geleitet haben und mich heute nicht nur begleiten, sondern leiten.

Die großen Ferien waren vorüber, der letzte Ferientag kam, und der Gedanke an den Abschied von der Liebe und Wärme des Elternhauses und der herrlichen goldenen Freiheit, der Abschied von all unseren alten Leuten und unseren jungen Spielgefährten im Dorfe lastete schwer auf unseren Herzen.

Die Ferienarbeiten, die wir bekommen hatten, waren gemacht, und ich war sicher, daß ich gut vor meinen Lehrern abschneiden würde. Nur in zwei Fächern empfand ich meine hoffnungslose Talentlosigkeit. Von der Gesangsstunde dispensierte mich der Lehrer mit den Worten: „Du unglückliches Kind hast nur einen Ton in der Kehle, und der ist falsch!“ Und von der Zeichenstunde war ich dispensiert, weil die Lehrerin behauptete, ich müsse einen Fehler in meinen Augen haben: wenn ich einen geraden Strich zeichnen sollte, dann wurde er krumm, und wenn ich einen krummen Strich zeichnen sollte, dann machte er den verzweifeltsten Versuch, gerade zu erscheinen!

Und nun war eine meiner Hauptferienaufgaben, eine große Karte von Afrika zu zeichnen! Meine junge Seele war dieser Aufgabe gegenüber schwer belastet, aber schließlich mußte sie angefertigt werden; und unter einem ungeheuren Aufwand von Bleistiften und bunten Tuscharben glaubte ich schließlich, etwas Fabelhaftes vollführt zu haben. Besonders stolz war ich auf die Kombination, daß ich die Goldküste gelb, den Nil in leuchtendem Blau und Südafrika mit einem Uebermaß von grüner Tusche charakteristisch gefärbt zu haben glaubte.

Am Nachmittag vor dem Tag der Abfahrt ging ich stolz geschwollen zu meinem Vater und zeigte ihm mein vermeintliches Kunstwerk. Er sah ein Weilschen darauf nieder, dann sah er mich an und sagte: „Was soll das sein, ein Storchnest oder ein Dromedar?“ Volle Enttäuschung sagte ich nur ein Wort: „Afrika!“ Mein Vater lachte, wandte sich wieder seiner Arbeit an seinem Schreibtisch zu und sagte lachend: „Ich gratuliere Dir,

eine Fünf ist dir sicher!“ Diese Fünf in einem Zeugnis war für mich ein direktes Schreckgespenst; ich ging also niedergeschlagen in mein Zimmer zurück. Da kam unsere alte Kinderfrau. Ich legte ihr die Karte vor und sagte: „Trina, was ist das?“ Sie sah lange darauf nieder und sagte dann: „Schön bunt is es schon, aber was es bedeuten soll, das kann ich nicht raus sehen!“ So kam der Abend.

Daß wir Kinder am Morgen, am Mittag und am Abend die Gebete sprachen, die meine Großmutter und meine Mutter uns gelernt hatten, war selbstverständlich. Aber nachgedacht haben wir bei diesen Gebeten nie. Es war doch ein mehr oder weniger mechanisches Nachplappern auswendig gelernter Verse. Am Abend nun, wie ich zu Bett ging und allein in meinem Zimmer war, habe ich zum ersten Male bewußt gebetet, d. h. mich bewußt in meinem Kinderglauben an meinen Heiland gewandt und ihn um etwas gebeten. Ich kniete vor meinem Bett und weiß noch genau, daß ich damals sagte: „Lieber Heiland, Du hast mich doch geschaffen und Du hast es doch vergessen, mir Talent zum Singen und zum Zeichnen zu geben; Du weißt doch, daß ich überhaupt kein Talent habe und zu Hause als schrecklich ungezogen gelte; aber Du weißt doch, daß ich mir bei meinen Arbeiten, auch bei der Karte, wirklich Mühe gegeben habe, und nun hilf mir doch auch, daß ich keine Fünf bekomme!“ Dann legte ich mich zu Bett und schlief, innerlich völlig beruhigt, bereits, ehe ich die Decke bis oben hin gezogen hatte, um mich zuzudecken.

Am nächsten Morgen strahlend blauer Himmel und Sonnenschein. Da kam die alte Trine, um mir beim Packen zu helfen, und hielt mich wohl für ein wenig verrückt, wie ich sagte: „In meinen Reisekorb kommen zu unterst die Kleider!“ Rund herum legte ich meine Stiefel, und obenauf die Wäsche. Und wie sie die Kofferdecke holen wollte, um sie über den Inhalt zu breiten und ihn so vor Staub zu schützen, kam mir ein erleuchteter Gedanke und ich erklärte ihr: „Nein, obenauf kommt meine Karte von Afrika!“ Ich dachte, vielleicht ist es auf der Straße bei dieser schon seit Wochen anhaltenden Hitze und Trockenheit so staubig, daß aus der Karte ein verstaubtes unkenntliches graues Etwas wird. Weiter durfte ich ihr nichts erklären; denn sie war sehr rechtlich denkend und hätte mir sicher einen ihrer gefürchteten Vorträge über Betrug und Unwahrhaftigkeit gehalten. Ich empfand diese Hoffnung aber durchaus nicht als Betrug, sondern überschrieb sie in meinem Herzen mit dem Wort „Göttliche Eingebung“.

Der Korbkoffer wurde hinten auf den Wagen aufgeschmalt (es war ein Halbverdeckwagen), der Kutscher stieg auf, ich selber — nach tränenreichem Abschied — setzte mich hinten in den Wagen, und während ich durch's Dorf fuhr, gab es noch ein großes Abschiedswinken mit Händen und mit Taschentüchern, die bei unserer Dorfjugend durchaus nicht immer ganz einwandfrei waren. So fuhren wir durch Mocker, dann durch Steglin, und wie wir nicht mehr zu weit von dem Dorfe Maskow entfernt waren, stiegen plötzlich dunkle Gewitterwolken auf. Ein Blitz, ein kurzer Donner — und prasselnder Regen. Mein erster Gedanke war natürlich die

Karte in meinem nicht nur luft- und staub-, sondern vor allen Dingen wasserdurchlässigen Reisekorb.

Unser alter Kutscher hielt an, stieg vom Boß herunter, gab mir die Leine und sagte: „Ich muß den Korb zudecken, sonst weicht dadrinne allens uff!“ Ich wehrte mich mit Händen und Füßen gegen diese Maßnahme; und wie mir schließlich nichts mehr half, mußte ich beichten. Ich sehe ihn noch, wie er neben mir stand am Wagen, zwischen Zeigefinger und Daumen den Mützenschirm, die Mütze etwas gelüftet, und mit den übrigen drei Fingern sich hinter dem Ohre kratzend. Schließlich sagte er: „Ich hab's ja all immer gesagt, mit seinen unnützeften Kindern meint es unser Herrgott im Himmel am besten. For dem verlorenen Sohn ließ er ein Kalb schlachten, und for Ihnen läßt er aus blauem Himmel wie doll regnen, wenn Sie eine Karte vermanschen müssen!“ Schließlich stieg er auf, wenn auch kopfschüttelnd, und nahm die Leine in die Hand. Dann drehte er sich, bevor er anfuhr, noch einmal um zu mir hin und sagte: „Du bist doch ganz anders wie unsere anderen vier. Weck eis weit man nich, biis du so dämlich oder so klauß?“ Offen gestanden, war es mir völlig einerlei, wie er diese Frage in sich beantwortete; ich hatte nur das eine dankbare Gefühl: „Gott hat Dein Gebet erhört, die Karte ist zerstört!“

Nach einer Stunde kamen wir in Köslin an, und wie ich den Korbdeckel aufschlug, da war dieses Zerstörungswerk so vollendet, daß aus meiner ganzen Arbeit nur noch ein Häuflein mit Farben getränkte, halb aufgelöste Papiermasse geblieben war.

Am nächsten Morgen mußten wir unsere Ferienarbeiten hersagen und das Geschriebene abliefern — und ich glaube, ich machte ein ziemlich undefinierbares Gesicht, wie ich mit diesem Papiersegen in der Hand vor die Lehrerin trat. Sie legte mir tröstend die Hand auf die Schulter und sagte: „Du hast alles gut gelernt, liebes Lieschen, daß wir über dies Unglück mit der Karte hinwegsehen können. Ich glaube, wir können dir als Gesamtnummer für deine Ferienarbeiten eine Zwei geben.“

Sehen Sie, liebe Schwestern, das war der Moment, wo mir die Erkenntnis kam: „Gott erhört Gebete und hilft uns, wenn wir guten Willens sind!“ Und das war ich gewesen, denn ich hatte mir beim Arbeiten der Karte wirklich große Mühe gegeben. Von dem Tage an lernte ich es, mich mit allem, was mich besorgt und bekümmert machte, an den Vater im Himmel zu wenden. Von dem Tage an wußte ich klar und fest und wiederholte es mir oft, das Wort:

„Denn er kann mich bei Dir vertreten mit Bitten, die ganz unaussprechlich sind, der lehret mich recht trenlich beten, gibt Zeugnis meinem Geist, daß ich Dein Kind und ein Miterbe Jesu Christi sei, daher ich „Abba, lieber Vater!“ schrei.“

Ich glaube, meine lieben Schwestern, daß wir Methodisten diesen Jesus besser und tiefer verstehen wie viele andere, und wünsche Euch von ganzem Herzen Gottes reichen Segen für Eure Arbeit. Gottes Segen auch für Euren Direktor, und Erfüllung aller Eurer Gebete, soweit sie Euch voranhelfen auf dem Wege zur großen ewigen Herrlichkeit!

Sterbende Perlen.

Wir waren in Paris, und nachdem wir einige Wochen täglich das Louvremuseum besucht hatten, nahmen wir still Abschied von seinen großen Schätzen herrlicher Kunst. Noch einmal saßen wir in dem kleinen Kabinett der Venus von Milo gegenüber und wußten nicht, was uns so zutiefst ergriff vor diesem Denkmal höchster menschlicher Kunst. Wir hatten Abschied genommen von Leonardos Porträt der Mona Lisa mit ihrem geheimnisvollen Lächeln, das uns im Leben nur noch einmal begegnete: In den Zügen der Sphinx nahe bei Kairo. Wir nahmen auch Abschied von der „salle carree“, diesem großen wundervollen Saal, in den Napoleon I. die wertvollsten und schönsten Bilder des Louvremuseums hängen ließ, und in dem dann der Altar aufgestellt wurde, vor dem er und die Oesterreicherin Marie Luise knieten, um die Weihe der kirchlichen Trauung zu empfangen. Langsam gingen wir Abschied nehmend von einem Saal in den anderen und waren fast am Ausgang angekommen, da fiel mir ein schmaler Tisch auf, der vor einem Fenster stand. Auf dem Tisch lag ein hellblaues Samtkissen, über das ein Glassturz gedeckt war. Ich fragte den jungen Akademiker, der uns führte, was das wäre, was man da so sorgsam auf Samt gebettet und mit Glas überdeckt habe, worauf er mir antwortete: „Das sind die Perlen der Madame Gambetta!“

Gambetta war der Staatsmann, der während der Zeit der Kommune in Paris eine große Rolle spielte, und dem es schließlich gelang, Ordnung zu schaffen. Er lebte in glücklichster Ehe mit seiner Gattin und hatte Jahrzehnte hindurch Perlen gesammelt, um die schönsten der schönen zu einem Halschmuck für seine Gattin aufziehen zu lassen. Vor ihrem Tode bestimmte Madame Gambetta, daß diese Perlen im Louvre aufbewahrt werden sollten. Sie wurden von Posten Tag und Nacht bewacht. Ich werde nie den Moment vergessen, wie mein Mann und ich vor diesen Schmuck traten und sich uns ein Anblick bot, wie sich erschütternder wohl kaum eine Illustration für die Vergänglichkeit alles Irdischen bieten konnte: „Ein Teil der Perlen ruhte auf dem Kissen in vollendeter Schönheit, mit dem weichen Glanz, der alle Farben des Regenbogens in sich aufgenommen hat, wie man ihn sonst wohl kaum wiederfindet. Daneben lagen Perlen, die jeden Glanz verloren hatten: stumpf, farblos, lichtlos. Dann kam der dritte Teil der Perlen, deren Oberhaut voller Runzeln und Runen war, wie man sie in den Gesichtern alter Frauen findet, und schließlich der Rest der Perlen war bereits zerfallen zu kleinen Häuflein weißer Asche.

Wenn die Perlen von ihrem Mutterboden, der Muschel, getrennt werden, bleiben sie nur gesund, wenn sie mit dem Leben in nächster Verbindung bleiben, d. h. auf warmer Menschenhaut ruhen dürfen. Sobald Perlen vom Leben getrennt in dunklen Behältern aufbewahrt werden, müssen sie sterben. Man erzählte mir, daß große russische Klöster ihre Vermögen in Perlen anlegten, diese Perlen in kleinen Metallbehältern aufbewahrten und diese an versteckten und geheimen Stellen der Klostermauer einmauern ließen. Als dann Zeiten der Not kamen und die Perlen ver-

kaufte werden sollten, fand man beim Oeffnen der Kästchen nur noch mehligartigen Staub.

Auch der Heiland erzählt uns ein Gleichnis von einer köstlichen Perle. Der Kaufmann gab alles hin, was er besaß, und suchte die Perle, von der er gehört hatte; und diese Perle dürfen wir als Nachfolger des Heilandes suchen, und wir werden sie finden. Aber auch diese Perle wird nur solange ihr Leben in uns weiterführen, solange wir mit dem, der sie uns gab, in Verbindung bleiben. Trennen wir uns von diesem Ursprung, dann wird die Perle in uns sterben, und wir selber werden auch verkümmern. Bleiben wir aber mit dem in Verbindung, dessen Wort uns diese Perle vermittelt, dann dürfen wir getrost und freudig über den Tod hinaus daran glauben, daß — wie der Dichter so wundervoll sagt — Jesu Hände auch für uns die Perlentore zur ewigen Heimat öffnen. Dort gibt es keine sterbenden Perlen. Da ist das Jauchzen und Freuen derer, die im hochzeitlichen Gewand eintreten durften.

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;
Mit dem werd' ich vor Gott besteh'n,
Wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n!

Der Stern von Bethlehem.

Die Weihnachtszeit mit ihrem heiligen Zauber ist und bleibt doch die eindrucksvollste und schönste im Laufe des Jahres, und nicht nur die Zeit vor Weihnachten, sondern auch die Zeit nach Weihnachten ist voller Geheimnisse und voller stiller Schönheit. Wer stände wohl am Jahreswechsel ohne die Frage im Herzen: Was wird uns das neue Jahr bringen? Da ist es uns ein unendlicher Trost, daß der Stern von Bethlehem weiterleuchtet durch die Jahre und Zeiten hin, daß dieser Stern auch über unserm Vaterlande steht und mit ihm bis in alle Ewigkeit die Engelskunde verbunden ist: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Noch heute gibt es viele Menschen, die glauben, daß die Geschichte von dem Stern von Bethlehem ein frommes Märchen ist; aber die Bibel erzählt keine Märchen, was sie uns berichtet, ist lauterste Wahrheit, durchstrahlt vom göttlichen Licht. Um das Geheimnis dieses Sternes zu lösen, bemühte sich schon der große Astronom Keppler, der im Jahre 1571 geboren wurde. Er war der erste, der feststellte, daß die Planeten ihre Bahn nach urenigen Gesetzen ziehen, und wenn einer dieser Planeten seine Bahn änderte, dann glaubte man damals, daß dieses Abweichen von großer Bedeutung wäre auf das Weltgeschehen. Die größten Sternkundigen der damaligen Zeit lebten in Aegypten und Athiopien, dem heutigen Abessinien. Keppler stellte aus alten schriftlichen und mündlichen Überlieferungen fest, daß schon seit dem Jahre 1300 vor Christi der Saturn als Stern des jüdischen Volkes galt. Dann vergingen Jahrhunderte, bis es ein Astronom wieder unternahm, das Geheimnis, das um diesen

Stern von Bethlehem schwebte, zu lösen. Es war der Berliner Professor Gerhardt, der im Jahre 1822 seine wissenschaftliche Arbeit über diesen Stern herausgab. Mit bewunderungswürdigem Fleiß und nie ermüdender Energie hatte er seine Forschungen aufgenommen, und ihm standen ja ganz andere Hilfsmittel zur Verfügung wie seinem Vorgänger Keppler, da man inzwischen gelernt hatte, Hieroglyphen zu lesen und alte Schriften vorchristlicher Zeit bei Ausgrabungen und Nachforschungen zu entdecken. Bei seinen Arbeiten auf diesem Gebiete stellte er fest, daß im Jahre 355 vor Christi Geburt der Saturn und der Jupiter schon einmal auf ihrer Bahn sich näherten, und die alten Gelehrten meinten, daß das für die Welt etwas Außerordentliches bedeuten müßte. Ein Jahr später, also 356 vor Christi Geburt, wurde Alexander der Große geboren. Dieses Ereignis wurde in Berichten festgehalten und mündlich von Geschlecht zu Geschlecht weiter übermittelt. Jahrhunderte hindurch konnte man keine Veränderung in der Bahn der Planeten beobachten, bis die Zeit erfüllet war und das Jahr der Geburt des Heilandes heranrückte. Im Mai des Geburtsjahres des Heilandes beobachteten die Sternkundigen der damaligen Zeit zum ersten Mal, daß der Jupiter, der Königsstern, von seiner Bahn abwich und sich dem Saturn, dem Stern des jüdischen Volkes, näherte. Mit größtem Interesse und größter Spannung verfolgten sie diese Veränderung am Sternenhimmel. Zum zweiten Mal beobachteten sie eine erhebliche Annäherung dieser beiden Planeten im Oktober des Geburtsjahres des Heilandes, und so wanderten die Sterne weiter, einer dem andern entgegen, bis sie den Eindruck eines einzigen großen leuchtenden Sternes machten. Da sagte man im Altertum: Wenn der Königsstern, der Jupiter, dem Stern der Juden, dem Saturn, so nahe gekommen ist, dann muß in Jerusalem ein großer König geboren sein. Und die Weisen aus dem Morgenlande rüsteten sich zu einer Reise nach Jerusalem, um diesen König anzubeten. Sie kamen dorthin, gingen auf die Höhe des Tempels, sahen das große Sternbild des Jupiter und Saturn und beobachteten, daß die Strahlen dieses Sternes genau in das Tal von Bethlehem fielen. So wanderten sie dorthin und ließen sich unterwegs belehren über die Prophezeiung: „Und Du Bethlehem Ephrata, die Du klein bist unter den Tausendschaften in Juda, aus Dir soll mir kommen, der über mein Volk Israel Herr sei.“ Da zogen sie weiter nach Bethlehem, und dort fanden sie das Kindlein in der Krippe liegen, dort hörten sie von der Erscheinung der Engel und dem Engelsgruß, und da beteten sie den Herrn der Welt an und brachten ihm ihre Gaben.

Ich denke, es wird interessiren, zu hören, daß der Bericht von dem Stern von Bethlehem geschichtlich begründet ist, und Ihr alle, Ihr lieben Leser, werdet mit mir darin übereinstimmen, wie wunderbar Gott die Weisen aus dem Morgenlande durch den Stern führte und leitete. Und wenn Ihr aufblickt zum Himmelszelt mit all seinen leuchtenden Sternen, dann wird Euch wie mir die heilige Gewißheit kommen: Der Stern von Bethlehem wird auch uns voranleuchten in die Ewigkeit, wenn Gott uns ruft, daß wir unsern Wanderstab hier niederlegen und eingehen zur Ruhe und zum Frieden der Kinder Gottes.

Und nun zum Schluß noch eine kleine Legende, die ich sehr liebe. Ihr alle kennt die Milchstraße, die aus unzählbaren Sternen zusammengesetzt ist. Da erzählt ein Dichter, die Milchstraße wäre der große Zug der Seelen der Verstorbenen zum Himmel und jede dieser Seelen trüge ein Lichtlein in der Hand und daher das Leuchten der Sterne der Milchstraße. Wieviele von uns stehen schon am Rande dieser Milchstraße. Wir wollen nicht vergessen, unsere Kerzen anzuzünden, damit wir Platz finden in der Schar derer, die zum Himmel wallen.

Kindertränen.

Ein mir nahe befreundeter Geistlicher hier in Köslin sagte mir einmal, daß ein Onkel von ihm vor seiner Verheiratung ihm gesagt habe: „Man soll Kinder nicht wichtig nehmen, aber immer ernst.“ In diesem Wort liegt eine große Wahrheit; mich selbst erinnert es an ein Erlebnis aus meiner frühesten Kindheit, wo man mich nicht ernst nahm und man all das Leid, das ich damals empfand, nicht glaubte.

Ich war wohl ein Kind von etwa 8 Jahren, und es war seit Jahren mein glühendster Wunsch, eine Puppe zu bekommen, die wie ein richtiges Baby ausseh. Ich erinnere mich genau eines Weihnachtsabends, wie diese Puppe auf meinem Weihnachtstisch lag. Sie war ganz von Porzellan und ca. 40 Zentimeter lang, lag in einem Körbchen mit einer richtigen Babyausstattung, und ich war über dies kleine Geschöpf so selig, daß ich alles um mich her vergaß. In mein Bett durfte ich sie nicht mitnehmen, aber wie ich am nächsten Morgen gebadet wurde, durfte ich sie mit im Bad abseifen. Durch irgend einen Fehler bei der Fabrikation oder vielleicht auch durch ein Werkzeug, an dem sie gehalten wurde, hatte sie unten am Körper ein winzig kleines Loch, daß ich natürlich in meiner Begeisterung nicht bemerkt hatte; denn ich hielt sie nur immer selig im Arm und küßte ihren kleinen Kopf und ihre kleinen Fäuste. Nach dem Bad trocknete ich sie mit großer Sorgfalt ab, bündelte sie richtig mit Windeln und legte sie in ihr Körbchen.

Wie ich sie am nächsten Morgen herausnahm, waren die Windeln naß, und das war für mich ein direktes Wunder, denn nun war die Puppe meiner Ansicht nach ein richtiges Kind, das meine Zärtlichkeit fühlte und jedes Wort verstand, was ich mit ihm sprach.

Meine Geschwister waren außer sich, daß ich nicht mit ihnen spielen wollte, sondern immer nur wie verklärt auf mein Puppenkind starrte. Ich hatte mich so in die Idee, ein richtiges Kind zu haben, eingelebt, daß mir der Gedanke „Es ist ja nur eine Puppe“ überhaupt nicht kam. Ich glaube, daß ich nie in meinem Leben so artig gewesen bin wie in diesem ¼ Jahr durch meine Liebe zu meiner Puppe. Ich las ihr vor, erzählte ihr die schönsten Märchen, ging stundenlang mit ihr auf und ab, bis sie meiner Ansicht nach ein trauriges Gesicht machte, und war so erfüllt und mein Kinderherz so völlig beherrscht von dieser Liebe, daß ich alles um mich

her vergaß. Nur in die Schule durfte ich sie nicht mitnehmen, und das erschien mir als eine ungeheure Grausamkeit unserer alten Erzieherin, über die ich sehr verächtlich dachte: „Alte Jungfern können natürlich nicht wissen, wie man sein Kind liebet!“

So waren Monate vergangen, der Herbst fing an, die Blätter zu färben, meine Puppe bekam das erste warme Mäntelchen an, und so trug ich sie im Park spazieren. Da kamen meine Geschwister, neckten und hezten mich — ich fiel über einen Stein, und meine Puppe zerbrach! Zunächst konnte ich überhaupt nicht begreifen, was geschehen war. Meine Geschwister waren lachend fortgelaufen; ich sammelte die Scherben meines Puppenkindes in mein Schürzchen und ging schluchzend zu der alten Wirtschafterin, die damals bei uns im Hause war. Sie suchte mir ein Kistchen heraus, das wurde halb mit Blumen gefüllt, dann die Scherben darübergelegt, und nun machte sie mit mir eine kleine Grube unter der ältesten Eide. Dann begruben wir das Puppenkind und wölbten einen kleinen Hügel darüber, den ich jeden Morgen mit frischen Blumen schmückte, weiter zum Winter hin mit Tannengrün, mit blaugefrorenen Fingern und zitternd vor Kälte. Jeden Abend, wenn ich im Bett lag, kam ein großes Weinen und Trauern um mein Puppenkind über mich, und ich fühlte mich so vereinsamt und verzweifelt, daß schließlich meine Eltern darauf aufmerksam wurden und ich empfindliche Strafen bekam, weil man mich albern fand.

Und eines Morgens war das kleine Grab verschwunden, und nicht nur der Hügel, sondern auch die Scherben und die Kiste. Ich habe nie erfahren, auf wessen Anordnung mir man das getan habe, aber ich glaube, ich wäre mit Fäusten auf den losgestürmt und hätte versucht, ihn zu schlagen! Das hatte man wohl bei meinem Temperament vermutet und deshalb alles geheim gehalten.

Hätte mich damals ein Mensch in den Arm genommen und mich gestreichelt und getröstet, ich wäre wahrscheinlich viel schneller über diesen Schmerz hinweggekommen; aber selbst meine so unendlich gute Mutter konnte mich hierin nicht verstehen und war sich wohl nicht klar darüber, daß mein sehr lebhaftes Temperament mich alles stärker empfinden ließ als ruhige und besinnliche Kinder. Und leider ist mir dies Temperament bis heute treu geblieben!

Als Ersatz für das Puppenkind machte mir die alte Haushälterin eine sogenannte Flickenpuppe. Eine kleine Holzfußbank mit vier Beinchen wurde mit einem alten Kinderkleid bekleidet, wobei zwei Beinchen als Arme durch die Ärmel gesteckt wurden. Als Kopf wurde ein rundes Flickenbündel gemacht, auf dem mit Kohle ein Langstrich gezogen wurde, rechts und links davon zwei kleine Querstriche als Augen und unten ein mächtiger Querstrich als Mund. Auch diese Puppe fing ich allmählich an zu lieben, und sie hatte den Vorteil, daß sie nie zerbrechen konnte. Aber ein Ersatz für mein Puppenbaby war weder sie noch irgend eine andere Puppe, die ich später bekam.

Vor einigen Jahren stellte Frau Käte Kruse, diese genialste Puppenmutter, die Deutschland je gehabt hat, eine Anzahl ihrer Puppen hier aus,

und auf einem besonderen Tisch lag auf grünseidenem Kissen ein richtiges Puppenbaby, vor dem ich so erschraf, daß ich zunächst zurückwich, weil ich dachte: „es ist unerhört, hier ein nacktes Baby auszustellen“, bis ich erkannte, daß auch dieses Baby ein Kunstwerk von Käte Kruse war! Und dann habe ich schwer mit mir gekämpft, daß ich es nicht kaufte; denn ich hatte Angst, ich würde wieder wie als Kind anfangen zu spielen, wenn auch ganz heimlich hinter verschlossenen Türen! Und das ging nun doch nicht!

Zum Schluß, liebe Leser, möchte ich Euch bitten: Nehmt Kindertränen ernst, weist sie nicht schroff ab und lacht nicht über sie! Ihr Schmerz tut genau so weh wie der Schmerz der Erwachsenen und bedarf viel dringender des Trostes als bei großen Leuten. Ein Geistlicher sagte einmal in einer Predigt: „Die Verstorbenen nehmen wohl sicher an unseren Freuden und unseren Leiden teil, aber sie lächeln darüber, wie wir über Kinder lächeln, denen eine Puppe zerbrach.“ Und alles Vergängliche ist ja nur ein Gleichnis, wie es Goethe so schön im „Faust“ sagt.

Und wenn diese Zeilen auch bei nur einem Kinde das Verständnis seiner erwachsenen Umgebung für seine kleinen Freuden und Schmerzen erwecken, dann will ich dankbar und froh sein, daß ich sie schreiben durfte!

Wir Kinder und die Zigeuner.

Was ist „Zigeuner“? — fragte mich einmal ein achtjähriger Großstadtjunge. Ich gab mir alle Mühe, ihm das zu erklären, was ein Zigeuner ist, aber seiner kleinen Weisheit letzter Schluß war nur die Bemerkung: „Au du, fein! Dann brauchen sie nicht in die Schule gehen und können immerzu Soldat spielen und sich raufen!“ Das letztere war nun allerdings ein völliger Fehlschluß, denn ZigeunerKinder raufen nie untereinander, sie werden sehr hart bestraft, wenn sie sich nicht vertragen. Denn bei ihrem Temperament und dem Mangel an jeglicher Erziehung zu Selbstbeherrschung und Selbstkontrolle würden die Folgen unabsehbar sein, wenn diese kleinen Bestien anfangen würden, miteinander zu raufen, sich zu kratzen und zu beißen!

Aber nun zurück zu der Frage: Was sind Zigeuner? Zunächst waren sie das Entzücken von uns Geschwistern und auch wohl das größte Erlebnis in unserer frühesten Kindheit. Zweimal jährlich kamen sie auf das Gut meiner Eltern, im späten Frühjahr und im frühen Herbst. Im Frühjahr kamen sie aus den fernen Sonnenländern, und im Herbst zogen sie dahin zurück, denn vor nichts fürchten sie sich so wie vor Kälte! Ich erinnere mich, daß ein Zigeunerjunge einmal zu uns sagte: „Im Zigeunerhimmel immer warm, braucht sich armes Zigeuner nicht frieren, kalt ist schrecklich!“

Für ihr Lager hatte mein Vater ihnen neben dem Krebssee in C. einen Platz anweisen lassen, der zwischen diesem See und dem sogenannten alten Park lag. Und sowie die Sonne im Frühling anfang, etwas wärmer und heller zu scheinen, begannen die Vorbereitungen von uns Kindern für

das Kommen und den Empfang unserer wilden braunen Freunde. Zunächst wurde der Platz geharkt und von jedem bißchen Unkraut befreit. Dann begannen die Verhandlungen mit dem alten Stellmacher. Der mußte uns drei Hütten bauen, d. h. zu jeder sogenannten Hütte wurden vier Pfähle in den Boden geschlagen, die vorderen höher wie die hinteren, und dann ein schräges Dach darauf befestigt. Die größte dieser Hütten war für Heu und Stroh, das wir vom Hofmeister erbettelten und erhielten, die zweite für Brennholz, damit es trocken blieb, und die dritte blieb leer — in der hoben sie ihre großen schwarzen Grapen auf, in denen sie ihr Essen kochten.

Das war der erste Anfang unserer Vorsorge. Dann wurden alte Säcke, wie wir es nannten, „beschlagnahmt“, d. h. vom Kornboden heruntergeholt und auf irgend eine Art mit Löchern versehen, so daß sie zum Transport von Getreide nicht mehr zu brauchen waren. Wir Geschwister haßten Nadel und Faden, aber wenn es galt, Vorhänge für die Zigeuner zu nähen, dann nahmen wir doch beides zur Hand, bis sich der alte Sattler unser erbarmte und sagte: „Na, ihr kleines Gesindel, da muß ich doch wohl wieder helfen!“ Diese Vorhänge wurden vor den Schuppen für Heu und Stroh und vor den Schuppen für Brennholz genagelt, und wir Kinder fanden es ganz selbstverständlich, daß sie mit den Zigeunern verschwanden. Säcke gab es ja genug auf dem Kornboden!

Zum Brennholzsammeln wurden unsere dicken Ponys vor einen ganz kleinen, nur für sie gearbeiteten Ackerwagen gespannt und — „damit die armen Pferde nicht zu schwer zu ziehen hätten“ —, liefen wir nebenher bis zum Wald, wo wir Raff- und Eeseholz für unsere Zigeuner sammeln durften, das in reichlichen Mengen im Wald herumlag. Außerdem sammelten wir trockene Tannenzapfen und Kiefernzapfen, weil die, ins Feuer geworfen, immer so fein knackten! Wenn wir dann mit dem gesammelten Holz zurückkamen und zufällig auf dem Hof die Tür zum Brennholzschuppen für das Gutshaus offenstand (ein Zufall, für den der Holzhacker mit großer Gewissenhaftigkeit immer sorgte), dann fanden weder wir noch die Leute etwas dabei, wenn von diesem zerkleinerten Brennholz, natürlich auch „zufällig“, eine Anzahl Stücke unter dem Raff- und Eeseholz verschwanden. Nun fuhren wir zum Lager und hatten es gelernt, mit einer wahren Kunstfertigkeit das Holz aufzutürmen, so daß der Wind es trocknen konnte und überall zu den einzelnen Stellen Zugang hatte.

Dieses waren die letzten Vorbereitungen für den Empfang. Die Vorsorge für Proviant hatte natürlich früher begonnen. Zu Weihnachten stand auf jedem unserer Wunschzetteln: „Wurst, Schinken, Speck für die Zigeuner“, und vom dritten Feiertag an verzichteten wir auf den Aufschnitt auf unseren Abendbrotbutterstullen. Dann gingen wir mit einem Metermaß in die Speisekammer zur Mamsell, und die mußte ausmessen, wie lang das Ende Wurst war, das wir durch unseren Verzicht erspart hatten, wobei wir großen Wert darauf legten, daß dünne Würste gemessen wurden. Daß wir nachher das Maß auf dicke Würste übertragen würden, galt uns als selbstverständliches Recht.

Schwieriger war es mit Speck und Schinken. Da wurden die Scheiben gezählt, und es gelang uns nicht immer, die Scheiben größer schneiden zu lassen, wie wir sie erpart hatten.

Und nun begann das Warten, voller Spannung, bis endlich eines Tages die Holzpantoffeln von einem Duzend Dorfjüngens die Dorfstraße entlangklapperten und einer dem andern zurief: „Sie kommen, sie kommen! Sie sind schon in Mocker!“ (dem Nachbardorf des Gutes). Dann waren wir Kinder nicht mehr zu halten. Manchmal kamen sie mit drei, meist aber mit sechs oder sieben Wagen. Wir brüllten vor Begeisterung, und sie winkten uns zu und gaben ihrer Freude, uns wiederzusehen, lebhaftesten Ausdruck.

Nachdem sie ihr Lager aufgesucht hatten, kamen die Ältesten der Schar auf den Hof und meldeten sich bei meinen Eltern. Mein Vater gab ihnen Kartoffeln und Hafer für die Pferde. Von Mutter bekamen sie im Frühjahr gewöhnlich ein paar Hühner, im frühen Herbst zwei oder drei Enten und im Spätherbst zwei Gänse, und ich höre noch, wie meine Mutter in ihrer rührend gütigen Art sagte: „Kinder, steht auch nicht, ihr wißt, mein Mann ist streng, und dann dürst ihr nicht wiederkommen!“ — und ich muß gestehen, daß sie bei uns nie gestohlen haben.

Mit ihnen kamen zwei oder drei Hunde, mittelgroße, rauhaarige, dunkelgraue Gesellen, die uns Kindern fabelhaft klug erschienen, weil sie uns immer wiedererkannten, sonst aber bis auf 100—200 Meter niemand in die Nähe des Lagers kommen ließen. Der Inspektor M., der gar keinen Sinn für Humor und Poesie hatte, behauptete, diese Hunde wären eine Kreuzung zwischen Mops und Windhund, was wir ihm persönlich sehr übel nahmen, da wir doch wußten, daß sie die Abkommen eines edlen Stammes ungarischer Steppenhunde waren. Wir waren mit dem Inspektor durchaus vorsichtig in allem, was wir für unsere Zigeuner unternahmen und weilten nur die Leute vom Hof ein, die uns bei jedem Anflug selbstverständlich halfen und Vorschub leisteten. Jedes von uns Kindern untersuchte später seine Sparbüchse, aus der wir manches Opfer entnahmen, um bei dem Fleischermeister Harte, der sich dort niedergelassen hatte, Delikatessen für unsere Freunde und Knochen für die Hunde zu kaufen. Sein Enkel hat eine Fleischerei hier in der Rogowener Allee, und wie ich die Kundin des Großvaters war, so kaufe ich jetzt oft und gern bei dem Enkel.

Angeln durften die Zigeuner in dem See, aber Krebse fangen sollten sie nicht — und doch roch es oft des Abends, wenn wir in die Nähe des Lagers kamen, verräterisch nach Krebsen, und wenn der Pflug über dieses Stück Ackerfeld ging, dann begriffen wir alle natürlich nicht, woher die vielen Krebschalen kamen, die plötzlich, von dem Pflug herausgerissen, an der Oberfläche erschienen. Wir Kinder haben sie nie verraten. Ob sich nicht auch manchmal im Grapen des Völkchens ein Hase fand, der mit großer Mühe eine Schlinge gefunden hatte, um dort sein Leben im Dienste des Nächsten zu enden, will ich nicht behaupten.

Höchst interessant war es, am ersten Tage gleich nach den Schulstunden ins Lager zu laufen, wenn der große, schwere Grapen, der drei hohe Beine

hatte, über dem Feuer stand, und wir Kinder neugierig in den Grapen hineinsahen, aus dem heraus es so wundervoll roch. Und wenn wir dann kosten durften, fanden wir, daß es so etwas Herrliches an Essen auf der Welt kaum wieder geben konnte, waren aber doch froh, wenn wir zur Mamsell laufen konnten und je ein Glas Buttermilch trinken, denn die Zunge brannte uns wie Feuer. Erst später wurde mir klar, daß die Zigeuner nichts kochten, ohne Paprika in rauhen Mengen in den Grapen zu schütten.

Die alten Zigeunerinnen gingen im Dorf herum und wahr sagten für Eier, Butter, Schmalz oder Milch, wobei natürlich bei den jungen Mädchen immer der Schwarze eine Rolle spielte, vor dem sie sich in acht nehmen mußten, während der Blonde jung und schön und ritterlich und verliebt war, eben der Herrlichste von allen. Und wenn dann im Herbst die Urlauber vom Militär zurück waren, dann war Blond ein stark begehrter Artikel!

Eines Tages fanden wir die Pferde der Bande besonders elend und kümmerlich und baten meinen Vater, ob wir ihnen nicht noch etwas Hafer bringen dürften. Mein Vater sagte dem Diener: „Geben Sie jedem der Kinder ein Körbchen, und der Futtermeister kann Hafer hineintun!“ Dieses Körbchen erschien uns wie ein lächerliches Spielzeug, wenn wir an die vollen Futtertruppen unserer dicken Ponys dachten. Da hieß es also: „Familienrat“! Das war immer eine wichtige Angelegenheit. Eine alte Finde vor dem Gutshaus war der Hochsitz, wo dieser „Familienrat“ abgehalten wurde. Mein Vater war an dem Nachmittag dieses Tages fortgefahren und wurde erst nach einigen Tagen zurück erwartet. Wir hatten also freie Hand, denn sonst kümmerten wir uns um niemand und taten, was wir wollten. Wer nun bei dem Familienrat auf den Gedanken kam, als Transportmittel für den Hafer Vaters hohe Jagdstiefel zu nehmen, weiß ich nicht mehr, aber ich erinnere mich noch, daß wir mit Triumphgeheul in die Stiefelkammer meines Vaters stürzten, die Stiefel mit den längsten Schäften heraus suchten und von dem Futtermeister mit Hafer füllen ließen. „Ihr seid doch ein dolles Pack!“ war die einzige Kritik, die er über diesen geistreichen Einfall an uns übte. Und nun schleppten wir die Stiefel zu den Zigeunern, und noch heute danke ich es ihnen, daß sie sie ehrlich und redlich uns wieder zurückgaben. Unsere Zigeuner waren eben etwas Besonderes.

An demselben Tage sahen wir, daß ein Zigeuner eine Birke anbohrte, ein Röhrchen hineinsteckte und den Saft in eine Flasche fließen ließ, angeblich, um Wein daraus zu machen. Das war ja etwas Herrliches! Wir stürzten zum Stellmacher, holten uns einen großen Bohrer, verrieten natürlich nicht, wozu, und bohrten damit eine der ältesten und schönsten Birken im Park an. Der Saft fing an zu fließen, und wir standen drum herum, streckten unsere Zungen heraus, so lang wir nur konnten, und leckten den herausquellenden Saft von der Birkenrinde ab. Aber nun kam die Strafe für die böse Tat: der Saft wollte nicht aufhören zu fließen, und über uns Kinder kam eine Todesangst: Was wird, wenn die Birke stirbt? Also hin zu unseren alles wissenden geliebten Zigeunern! Und richtig, die Alte

sagte: „Schmiert Teer ruff!“ Was Teer war, glaubten wir genau zu wissen und fanden bald auf dem Hof, wo die Ackerwagen standen, einen Eimer mit einer dunkelbraunen zähen Masse, die wir für Teer ansprachen. Keuchend und seufzend schleppten wir den Eimer mit zu der Birke und fingen an, den Verband um die Wunde zu legen, wobei natürlich nur 10 Prozent auf die Birke und 90 Prozent auf unsere Köpfe, Kleider und Anzüge kam. Wie wir den Eimer fast dreiviertel leer auf den Wagenhof zurückbrachten, kam der alte Kutscher und sagte: „Mein Gott, mein Gott, was habt ihr losgelassen!“ Erst jetzt sah einer den anderen an, und es tauchte in uns eine dunkle Ahnung von Vaters Reitpeitsche auf! Aber Vater war ja nicht da! Wie wir nicht lange danach in unser Zimmer gerufen wurden, um zu Bett gebracht zu werden, bekam unsere alte Kinderfrau beinahe Krämpfe vor Entsetzen, und ich weiß noch genau, daß zwei große hölzerne Waschwannen aufgestellt wurden, darinnen wurde Schmierseife eingeschäumt, und uns wurde etwas beklommen zu Mute, wie wir sahen, daß sie sich aus Stroh zwei handfeste Wiepen drehte! Dann steckte sie sich ihren Kleiderrock hoch, unter dem ein bildschöner, leuchtendroter Unterrock zum Vorschein kam, und band sich eine große Schürze darüber, und danach wurden wir armen Opferlämmer in die Mannen gesetzt, eins nach dem anderen — und es ist mir noch heute unklar, daß wir mit heiler Haut davontamen. Mütter wunderte sich nur, wie sie beim Beten an unsere Betten kam, daß wir dunkelrot gescheuerte Gesichter hatten und nasses Haar, worauf die alte Kinderfrau nur ganz gottergeben sagte: „Die Kinder waren zu dreckig, ich mußte ihr abschrubben!“ So endete unser erster Versuch, einen Verband anzulegen. Später nahm sich der Gärtner dieser Birkenpatientin an und verband und heilte sie.

Einige Tage darauf wurde eines unserer Ponys krank, wie der Kutscher sagte: „Kolik“. Natürlich war der erste Gedanke: „Zu den Zigeunern!“ Und richtig, sie halfen. Drei junge Burschen und eine Alte kamen mit. Die Alte kochte zum Entsetzen der Mamsell ein dünnes Getränk aus Weizenkleie und goss dazu einen Extrakt, den sie, soweit ich mich noch erinnere, aus Kümmel und Pfefferminztee braute. Einer der jungen Burschen lief im Park in wildem Trab mit dem Pferde herum, und nach jeder Runde um den großen Rasenplatz wurde es von den beiden anderen mit Stroh abgerieben. Dann bekam es den Eimer mit der Medizin, und nach wenigen Stunden war es gesund.

Wie die Zigeuner schon lange fort waren, erkrankte ein Ackerpferd an Kolik. Wir Kinder wollten es genau so kurieren, wie die Zigeuner unser Pony kuriert hatten, aber der Inspektor jagte uns vom Hof — und einige Stunden darauf war das Pferd verendet! Wir Kinder triumphierten. Wie wir dann aber erwachsen waren, ließ ich meinem Reitpferd an jedem Sonnabendnachmittag einen Eier voll dünner, durchgegossener Kleienbrühe geben, zu der ich eine Hand voll Salz und Kümmelextrakt schüttete. Sein Haar wurde danach wie Seide, und es war so frisch und vergnügt, wie nie vorher. Es machte uns viel Spaß und sehr stolz, wie wir hörten, daß der Kutscher, der immer noch derselbe war, wie in unserer Kinderzeit, anfing, den Kutschpferden auch dieses Kleiewasser mit Salz und Kümmelextrakt zu

geben. Natürlich — die Zigeuner waren tausendmal klüger und tausendmal besser wie alle anderen Menschen auf Erden!

Ich darf nicht vergessen, von einem der aufregendsten Erlebnisse, die wir Kinder mit den Zigeunern hatten, zu berichten. Es war in dem Jahre noch sehr früh im Herbst, und wir waren mit den Vorbereitungen für unsere Zigeunerfreunde noch lange nicht fertig, da klapperten eines Morgens auf der Dorfstraße mehr und schneller wie gewöhnlich die Holzpanzertöfeln unserer dörflichen Spielgefährten und Freunde, und schließlich erklang ein verabredeter Signalfiff: „Kommt an die Parkgitter!“ Es war noch zeitig am Morgen, vor Beginn unserer Schulstunden, und wir ahnten, daß irgend etwas Wichtiges geschehen sein müsse. Jenseits des Gitters standen schon alle die Jungen und Mädchen aus dem Dorfe und schrien uns zu in wildem Durcheinander: „Schnell, schnell, ins Lager! Gestern abend ganz spät sind die Zigeuner gekommen, und heute nacht hat eine Zigeunerfrau Zwillinge gekriegt! Wir haben sie schon gesehen, sie sind bloß so groß“ — und dabei zeigten sie mit den Händen ein Maß, was selbst damals schon uns Kindern doch etwas unwahrscheinlich klein erschien. Und nun sollten wir in die Schulstunden? Wir hatten noch nie Zwillinge gesehen, und nun gar Zigeunerzwillinge! Selbst unsere alte Erzieherin war von dieser Botschaft so erschüttert, daß sie uns versprach, den Unterricht eine Viertelstunde früher zu schließen, und das geschah dann auch, nachdem keiner von uns sich auf irgend eine Antwort befann, die in die Geschichtsstunde oder die Geographiestunde gepaßt hätte, sondern immer nur geantwortet hätte: „Und Zwillinge haben die Zigeuner gekriegt!“ Kaum war das letzte Buch zugeklappt, da stürzten wir die Treppe hinunter, ohne Händewaschen, ohne Haarbürsten, nur: „Weg, weg, weg!“ In der Nähe des Lagers begrüßten uns die beiden Hunde mit freudengeheul und Schweifwedeln. Und dann fanden wir auf der kleinen Treppe, die zu den Wohnwagen hinaufführte, beim dritten Wagen auf der untersten Stufe eine Zigeunerfrau, die an einem Stück Stoff nähte, und neben ihr stand eine rohe Holzkiste, in der lagen auf Heu, mit einem Lumpen kaum bedeckt, zwei kleine menschliche Wesen, die Haut marineblau, auf den Köpfen steil aufrechtstehende schwarze Haare, die Fäustchen geballt an die Schultern gepreßt, die fröhlich mit ihren kleinen schwarzen Augen blinzelten. Wir Kinder wagten kaum zu atmen vor Erstaunen und Entzücken und baten dann die junge Mutter, ob wir die beiden Würmer wohl anfassen dürften. Sie gab uns die Erlaubnis, ganz sacht mit dem Zeigefinger über ihre Armchen zu streichen, und so etwas Zartes und Weiches hatten wir noch nie berührt und standen davor, wie vor einer Offenbarung der Menschwerdung. Und dann kam etwas ganz Merkwürdiges, was uns Kindern wirklich das Blut in den Adern erstarren ließ: ein junger Mann kam, nahm, ohne ein Wort zu sagen, die Kiste unter den Arm und trug sie bis an den Rand des Sees. Ihm folgten zwei oder drei Frauen, unter ihnen die Mutter. Diese Frauen nahmen die kaum schon als Menschen erkennbaren Würmchen aus der Kiste, legten sie im Sonnenschein auf den Rasenstreifen am See, und der junge Mensch ging an den See, schöpfte in einem großen irdenen, dunkelbraunen Topf, der ihm an einem Strick um den

Nackten hing, Wasser und goß dieses eiskalte Wasser über die Zwillinge. Wir Kinder schrien unwillkürlich auf, während die Zwillinge sich benahmen, als ob das etwas ganz Selbstverständliches wäre, was ihnen geschehe, und dann sagte der Jüngling zu uns: „Niets schreien, richtig Zigeunerkinder müssen hart werden, frieren sonst tot in diese kalte Land! Frieren für Zigeuner schrecklich!“ Danach nahmen die Frauen die Kinder auf, setzten sich auf die Erde, rieben die kleinen Körper mit einer Hand voll Heu trocken und legten sie seelenruhig in die mit Heu gefüllte Kiste zurück. Der junge Mensch nahm die Kiste unter den Arm und trug sie wieder zum Wagen, wo er sie niedersetzte. Wir Kinder hatten Mitleid und fragten, was wir wohl für die beiden Würmchen tun könnten. Da sagte uns die Mutter: „Holt Milch!“ Also wir wieder nach Haus zurück, jeder holte sich einen Topf aus der Küche, und damit liefen wir zum Kuhstall und ließen die Töpfe vollmelken. Und dann im Gänsemarsch zurück zu den Zigeunern, mit größter Vorsicht, damit kein Tröpfchen Milch verschüttet würde. Da wir bei den Zigeunern nie eine Milchflasche sahen und auch nie einen Gummisauger für die Kinder, nahmen wir an, daß die Milch sie über den Umweg durch die Mutter bekamen. Jedenfalls waren sie nach einem Jahr, wie wir sie wiedersehen, stämmige kleine Burschen geworden, die sich im Lager mit den Hunden herumwalzten und einen Mordslärm vollführten, wenn irgend etwas geschah, was sie in ihrer Lebenslust störte. Aber nun zurück zu ihrem Lebensbeginn in der Holzkiste mit Heu! Am Nachmittag berief mein Bruder einen „Familienrat“ ein, in dem beraten wurde, wie man den Zwillingen helfen könnte. Und da kam einer auf die Idee: „Unsere Kopfkissen!“ Wir liebten unsere Kopfkissen zwar über alles, aber für die Zigeunerkinder war uns kein Opfer zu groß.

Ob wir doch eine dunkle Ahnung hatten, daß wir die Kopfkissen nicht einfach fortgeben konnten, weiß ich nicht mehr, jedenfalls wurde beschlossen, sie im Dunkeln aus unserem Kinderzimmer zu rauben und ins Lager zu bringen. Am Abend großes Suchen nach den Kopfkissen aus den Betten der Kinder. Schließlich wurde meine Mutter zu Hilfe gerufen, und da mußte gebeichtet werden. Mutter sah uns sehr ernst an und sagte: „Daß ihr den armen Kindern helfen wolltet und halft, war selbstverständlich; da ihr aber Sachen verschenktet, die Eigentum eurer Eltern sind, mußtet ihr um Erlaubnis fragen. Euch gehört nur das, was auf eurem Platz unter dem Weihnachtsbaum oder auf eurem Geburtstagstisch lag. Darüber dürft ihr verfügen, alles andere gehört Vater und mir. Da ihr nicht um Erlaubnis gebeten habt, müßt ihr bestraft werden. Ihr werdet also bis Weihnachten ohne Kopfkissen schlafen.“ Das war eine der härtesten Strafen für uns, denn ohne Kopfkissen auf dem Keilkissen zu schlafen, fanden wir eine ähnliche Strafe wie die Torturen des Mittelalters. Und vielleicht haben wir nie über ein Geschenk unter dem Weihnachtsbaum so gejubelt, wie über die Kopfkissen, die jeder auf seinem Platz fand. Die Zigeuner waren ja inzwischen längst fort, und wenn wir abends im Bett lagen und versuchten, den Zipfel unserer Deckbetten so hochzuziehen, daß er Kopfkissenersatz sein konnte, dann wurden die Füße frei und froren jämmerlich. Wenn wir uns dann aber überlegten, wie warm und weich die „inen

Zigeunerzwillinge auf unseren Kopfkissen lagen, waren wir getröstet und schliefen ein.

Mein ganz besonderer Liebling war ein alter Zigeuner mit grauem Haar und einer Harfe. Aber von dem will ich nachher erzählen. Zuerst fällt mir noch etwas anderes ein. Die Zigeuner gingen nicht in die Kirche. Aber wenn die Glocken erklangen und wir zur Kirche gingen, dann sahen wir, wie sie auf dem Friedhof standen, die Arme über der Brust gekreuzt und den Kopf tief gesenkt, dann flüsterten wir einer dem anderen zu: „Sie beten!“ und schlichen auf Fußspitzen leise an ihnen vorbei. Und dann fragten wir einmal, warum sie nicht in die Kirche kämen, das wäre doch Gottes Haus. Da sagte die alte Zigeunerin, die Älteste ihres Stammes: „Unser Gott ist größer wie eurer, er läßt sich nicht in ein gemauertes Haus sperren. Unser Gott wohnt auf den weiten Ebenen der ungarischen Puszta, in den Felsgebirgen der Pyrenäen, in den Kiefernwäldern Ostpreußens und den Buchenwäldern auf Rügen. Und dann erzählte sie uns von diesem herrlichen großen Gott, der in jeder Blume lebe, in jedem Stein, im Meer und in den Felsen. Ich war schon lange erwachsen, wie ich begriff, daß die Zigeuner Pantheisten waren, und der Heiland hat gesagt: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.“ Da wird auch eine Wohnung für seine wanderlustigen, braunen, wilden Zigeunerfinder sein. Zu Haus erzählten wir nichts von dieser Zigeunerreligion. Wir hatten eine sehr strenge und etwas engherzige Erzieherin, und man hätte uns sicher verboten, uns mit ihnen über diese Dinge zu unterhalten — und es war doch so wunderschön, sich von ihnen erzählen zu lassen, wie groß und herrlich Gott wäre, wie er sich in der Natur offenbare und wie die Sonne sein Ebenbild sei.

Jetzt will ich aber von dem alten Zigeuner erzählen. Wenn der Abend dämmerte und wir unsere Schularbeiten beendet hatten, dann kam er mit seiner kleinen Harfe, setzte sich auf einem hölzernen Fußbänkchen, das wir für ihn bereithielten, unter die Linde und sang das Lied von Geibel: „Fern im Süd' das schöne Spanien!“ — und wenn er dann an die Stelle kam: „Und nun zieh' ich mit der Laute traurig hier von Haus zu Haus, doch kein helles Auge schaute freundlich noch nach mir heraus, spärlich reicht man mir die Gaben, mürrisch heißet man mich geh'n — ach, den armen braunen Knaben will kein einziger versteh'n“ — dann rannen ihm Tränen über die Wangen, und wir Kinder saßen um ihn und schluchzten unsere liebe Not. Ich hatte später im Leben die Gelegenheit gehabt, die berühmtesten Sänger zu hören, unter ihnen auch Caruso, aber nie wieder hat mich ein Gesang so tief erschüttert und bewegt, wie die brüchige, etwas heisere Stimme dieses alten Mannes, die ich nie vergessen werde.

Inzwischen waren wir erwachsen und ich war verlobt. Da sagte der alte Zigeuner zu mir: „Weißt du, Eiseke, nun komme ich noch einmal wieder an deinem Polterabend, dann sollst du und dein Bräutigam nach den Wiener Walzern tanzen, die ich euch auf meiner Harfe spielen werde.“

und das wird dann das letzte Mal sein, daß ich in C. war — dann werde ich zurückgehen nach Spanien und dort sterben.“ Ich fragte ihn, wie das möglich sein würde, daß er erführe, wann meine Hochzeit sein würde, und da sagte er mir: „Von Menschen, die wir lieb haben in eurem kalten Lande, wissen wir immer, was sie tun und treiben. Du brauchst dich nicht sorgen, wie ich es erfahre — ich komme!“

In meinem Polterabend waren wir vom Abendessen aufgestanden und standen im Zimmer meiner Mutter. Von allen Seiten wurde ich geneckt, besonders von meinen Geschwistern, und — ehrlich gestanden — auch von meinem Verlobten, oder vielmehr meinem Bräutigam, wie wir damals sagten. Ich selbst war fast ein bißchen traurig, ich hatte mich gefreut, den Alten noch einmal zu sehen. Plötzlich horchte ich auf. Von der Veranda herauf klangen leise Töne. Mein Bräutigam und ich gingen nach draußen: da war es der alte Mann mit seiner Harfe; er spielte die schönen alten Wiener Walzer, und mein Bräutigam und ich tanzten nach den herrlichen einschmeichelnden Melodien. Mein Bräutigam gab ihm ein größeres Geldgeschenk, da faltete er die Hände und murmelte etwas vor sich hin in einer Sprache, die wir nicht verstanden. Ich sah ihn wohl fragend an, da sagte er: „Das war der Zigeunersegen, ihr werdet sehr glücklich miteinander werden. Und nun leb' wohl, Eisek, der Zigeunerhimmel ist dicht bei eurem, da sehen wir uns wieder.“ Dann ging er langsam die Treppe hinunter, er blieb noch mehrmals auf dem Parkwege stehen, winkte uns mit der Hand zu und war dann im Dunkeln verschwunden. Am Morgen meines Hochzeitstages schickte ich ins Lager und ließ fragen, ob er noch einmal kommen würde. Das Mädchen kam mit der Antwort zurück: „Die Zigeuner sind heute ganz früh abgezogen, nicht nach Pollnow zu, sondern in der entgegengesetzten Richtung.“ Da wußte ich, diesen treuen alten Mann würde ich nie wiedersehen.

Nach Jahrzehnten fuhren mein Mann und ich über die spanische Grenze nach dem Seebad San Sebastian. Und in dem Moment, wo der Zug über die Grenze fuhr, dachte ich an meinen alten Freund. Nachdem wir in San Sebastian im Hotel uns eingerichtet und unsere Koffer ausgepackt hatten, legte mein Mann den Arm um meine Schulter und sagte lächelnd: „Nun such' nur nicht unter jedem Kastanienbaum das Grab deines alten Zigeuners, das kriegst du nämlich fertig! Aber ich will dir einen Vorschlag machen: wir werden in das nächste Blumengeschäft gehen und einen sehr schönen Strauß kaufen, und dann gehen wir zum Friedhof und legen ihn am Fuße eines Kreuzes nieder, das ja wohl auf jedem Friedhof steht. Und dabei sollst du wissen, daß dein alter Zigeuner, der dich so rührend liebte, es sehen und dankbar an dich denken wird. Das taten wir dann auch, und das war erst mein wirklicher Abschied, nicht nur von diesem alten Mann, sondern von diesem ganzen Volk voll Unrast, Lebenslust und Lebensfreude. Auch sie sind Gottes Kinder und stehen unter seinem Schutz.“

Die Wüste als Schule.

Zu meinem 75. Geburtstag bekam ich eine sehr gütige Karte von Herrn Bischof D. Nuelsen aus Assuan in Ägypten. Auf dieser Karte stand das Wort: „Ich befinde mich hier in der Schule der Wüste“, und da ich zweimal selbst monatelang in Assuan sein durfte, ging mir dieses Wort nach und beschäftigte mich lange. — Ist die Wüste wirklich eine Schule? Ja, unbedingt! Sie ist keine Volksschule, sie ist auch keine Fortbildungsschule; aber sie ist eine Hochschule, und begnadet ist der, der zu ihren Schülern gehören darf. Zum Verstehen ihrer Lehren gehört allerdings in erster Linie zweierlei: absolute innere Stille und geistige Armut im Sinne der Seligpreisungen; sonst wird man sie nie begreifen können. Wer das beides mitbringt, dem wird sie Ewigkeitslehren geben wie nichts anderes auf unserer Erdoberfläche.

Als mein Mann und ich das erste Mal im Jahre 1907 nach Assuan kamen, am Rande der Wüste, engagierten wir für die Zeit unseres dortigen Aufenthalts einen Dragoman (Dolmetscher), der uns als Führer diente, unsere Reittiere besorgte und bewachte, und uns mit Land und Leuten vertraut machte. Wie wir nach einigen Tagen der Anwesenheit zum ersten Mal ausreiten wollten, fragten wir ihn, wohin wir am besten diesen Ausflug wohl machten. Er riet uns zu der libyschen Wüste, die man früher in den Schulen die Sahara nannte, und wir ahnten damals noch nicht, daß nicht nur diese vom Nil westlich liegende Sahara Wüste war, sondern daß östlich vom Nil die große arabische Steinwüste lag, durch die hin die Karawanenstraßen zum Roten Meer gehen und deren Charakter von der libyschen Wüste so verschieden ist, daß man, nachdem man in der Sahara war, zuerst kaum begriff, daß die arabische Wüste auch eine ausgesprochene Wüste ist, die mit unter das Wort aus der Schöpfungsgeschichte fällt: „Die Erde war wüste und leer.“ — Mit größter Spannung bestiegen wir unsere Reittiere und ritten der libyschen Wüste, der Sandwüste, entgegen. Soweit das Auge reicht, steriler, gelber Sand, darüber ein ewig blauer Himmel und eine Sonne, die mit ihren mörderischen Strahlen alles Leben vernichtet. Die Sandebene ist nicht ganz glatt; wie das Wasser beim Sturm, so hat sie Wellenberge und -täler, und beim Ritt in dieser Wüste wurde mir zum ersten Mal ein Begriff, was es heißt, wenn Knochen in der Sonne bleichen. Wir begegneten auf späteren Ritten hier und da einem Kamelgerippe, dessen Knochen weiß waren wie Schnee. Ein eigenartiges Gefühl, wenn man an ihnen vorbeireitet, wenn auch nicht ganz so unheimlich, als wenn man auf hoher See einem treibenden Wrack begegnet. — Wir ritten ein ganzes Stück in die Wüste hinein, stiegen dann ab und setzten uns an den Fuß eines der Dünenhügel, der so tat, als wollte er etwas Schatten geben, in Wirklichkeit aber keinen Schatten spendete. Und nun kam dies ungeheuer große innere Gefühl der Unendlichkeit, wie wir beide es nie vorher gehabt hatten, auch nicht auf dem Meere, wo man ja doch immer auf dem festen Boden des Schiffes steht und die Keling als Grenze um sich her hat. Hier ist man so ganz losgelöst von allem, so ganz Staubforn unter dem Sand der Wüste! Man fühlt sich wohl nie so klein,

so verloren, so ganz in Gottes Hand, wie gerade in der scheinbaren Unendlichkeit dieses Sandmeeres. Unwillkürlich dachten wir an den Zug der Kinder Israel durch die Wüste und fragten uns und schließlich unsern Führer: „Ja, wo sind denn hier Felsen, an die Moses schlagen konnte, damit Wasser aus ihnen herausquoll?“ Er lächelte, schüttelte den Kopf und sagte: „Zeige ich morgen die Steine, hier keine Steine.“ — Nachdem wir noch etwas geruht hatten, ritten wir zurück und atmeten befreit und erleichtert auf, wie wir in der Ferne das blitzernde Silberband des Nils sahen und allmählich die grünen Streifen an seinen Ufern erkennen konnten — das Land Aegypten! Denn Aegypten ist ja eigentlich doch nur der Fruchtbereich an den Seiten des Nils, alles andere darüber hinaus ist kein Land mehr, sondern auf beiden Seiten nach Osten und Westen hin eben Wüste. —

Am Rande der libyschen Wüste in der Nähe von Kairo liegen ja auch die Pyramiden und die Sphinx, beides Denkmäler aus der größten Zeit des Pharaonenreichs und Denkmäler der unumschränkten Macht dieses Herrschergeschlechts. Wie es möglich war, diese Steinberge aufeinanderzuhäufen, ist, glaube ich, noch immer nicht ganz erklärt; denn die Riesenzuquader, die da aufgepackt sind, konnten nach unsern heutigen Begriffen kaum mit Menschenkraft bewegt werden. Aber was galt damals ein Menschenleben! Hunderttausende wurden beschäftigt, und wenn Zehntausende verbluteten unter den Peitschen der Fronwägter, wer kümmerte sich darum, wen interessierte das! —

Ein Eindruck, den ich nie vergessen werde, war, wie wir von Kairo aus hinter den Pyramiden in die Wüste hineinritten — es war gegen Abend, die Sonne fing an, langsam zu sinken —, da sahen wir in der Ferne eine Karawane von ungefähr 50 oder 60 Kamelen; auf jedem ritt einer der Beduinen, eingehüllt in seinen weißen Burnus, der Kopf und Körper bedeckte, im Arm die Flinte mit dem unendlich langen Lauf, und den Kopf außerdem bedeckt mit einem Turban. Wir sahen ihnen voller Spannung entgegen. Plötzlich hielt der ganze Zug wie auf ein Kommando, die Kamele ließen sich mit den Vorderbeinen in die Knie, die Reiter stiegen ab, breiteten ihr Obergewand, den Burnus, oder einen Teppich auf den Sand der Wüste, berührten mit dem reinen Wüstenand in Ermangelung von Wasser für eine Waschung ihre Stirn, ihre Lippen und ihre Hände und knieten dann nieder und verrichteten ihre Gebete, unabhängig von den vielen Fremden, die um sie her standen und die mit taktloser Neugier sie beobachteten. Unwillkürlich mußte ich denken: wer von uns Christen hätte wohl den Mut, vor Fremden niederzuknien in der Wüste und zu beten! Nachdem sie ihre Gebete vollendet hatten, stiegen sie wieder auf und zogen langsam dem Ziel ihrer Reise, Kairo, entgegen. — Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch noch ein Wort von der Sphinx schreiben. Ein Riesenslöwenkörper, aus Sandstein gehauen, mit dem Oberkörper einer Frau und einem Lächeln auf den Zügen, das niemand vergessen wird, der es einmal sah. Eine alte Sage erzählt: Als Maria und Joseph auf ihrer Flucht nach Aegypten nach Kairo kamen, gingen sie weiter bis zur Sphinx, und da sie durstig waren, legten sie das Jesuskind auf den Sockel, auf dem

die Sphing ruht, zwischen ihre Klauen. Dann gingen sie fort zum Nil, um Wasser zu schöpfen. Während sie fort waren, beugte die Sphing das Haupt und betrachtete das Kindlein, und als sie sich dann wieder aufrichtete, lag auf ihren Zügen dieses wunderbare, geheimnisvolle Lächeln, als wollte sie sagen: „Ihr törichten Menschenkinder, erkennt ihr denn gar nicht, daß es der Heiland der Welt ist, der hier vor mir liegt? Seid ihr wirklich so engherzig und so töricht, daß ihr nicht erkennt, was ich sehe, daß dieses Kindlein einmal die Welt beherrschen wird, und daß von der Gnade dieses Kindleins Leben und Seligkeit für euch alle abhängen wird?“ — Immer wieder mußte man in das Gesicht der Sphing sehen, und immer war es Neues und anderes, was sie uns sagte. Ich kenne nur noch ein Kunstwerk, auf dessen Zügen dieses geheimnisvolle Lächeln ruht, das ist das Porträt der Mona Lisa von Leonardo da Vinci. Es würde aber zu weit führen, wollte ich darauf eingehen; deshalb zurück zu unserer Wüstenwanderung.

Zwei Tage nach diesem Besuch der libyschen Wüste führte uns der Dragoman in die arabische Steinwüste. Der Boden, auf dem man ritt, ist Steinschotter, die Karawanenstraße, die man zwischen den Felsen gebaut hatte, das Bild trostlosester Einsamkeit und Verlassenheit, und um sie her Felsen und Felsbrocken, die oft bis zu hundert Metern hoch waren, und dann wieder Strecken mit ganz niederen Felsengruppen und Felsenkesseln. Erst hier verstand ich, wie der Teufel bei der Versuchung des Heilandes gesagt hatte: „Sprich, daß diese Steine Brot werden.“ Da war die Wüste für den Heiland auch eine Schule. Und dann war sie wohl die größte Schule für das Volk Israel, das von Moses 40 Jahre durch diese Wüste rundum geführt wurde, bis die Generation ausgestorben war, die sich noch an die fleischtöpfe Aegyptens und das goldene Kalb, eine Nachbildung des Apisstieres der Aegypter, erinnerte. Wie muß es den Wanderern durch diese Wüste zumute gewesen sein, als sie am Verdursten waren, wie Moses an den Felsen schlug und aus dem Felsen das Wasser sprang! Und welch ein ungeheures Erlebnis für dieses Volk, als Manna vom Himmel fiel und sie ernährte und die Wachteln kamen und von ihnen gegessen werden konnten! Und wie gab diese Wüste und gibt sie noch heute Stille und Frieden dem, der beides sucht. Wie erschütternd ist es, wenn man von dem Heiland liest, als er nach der Speisung der Fünftausend in die Wüste ging: „Da ging er in die Wüste, er selbst allein.“ Ja, es ist schon etwas Großes und etwas Ungeheuerliches um dieses Alleinsein in der Wüste! Wenn mein Mann und ich in die Wüste ritten, war es uns oft eine Qual, wenn der Dragoman mit uns sprach und uns dieses oder jenes erklären wollte; am liebsten flogen wir von unsern Eseln und setzten uns still in den Schatten eines Felsens und empfanden dann dies absolute Losgelöstsein von allem Leben, die grenzenlose Demut, die stille Einkehr und die Ehrfurcht vor der Größe Gottes.

Einmal hatten wir ein grausiges Erlebnis in dieser Steinwüste. Wir ritten und unterhielten uns mit dem Dragoman; plötzlich rief er „Stop“, sprang von seinem Esel, warf sich auf die Erde, legte das Ohr auf den Boden, und in demselben Moment sprang er auch wieder auf, ergriff die

Zügel unserer drei Esel und riß sie hinter einen felsvorsprung. Es waren wohl kaum Minuten vergangen, da hörten wir ein mächtiges Geschnaufe und Getrampeln, und an uns vorbei raste eine führerlos gewordene Kamelkarawane von fast hundert Kamelen. Das Gepäck hatten sie unterwegs zum größten Teil verloren, der Rest fiel auf diesem letzten Ende des Weges von ihren Rücken, und wer ihnen in den Weg kam, wurde natürlich zertreten und zermalmt. Es war ein graufiger Anblick; aber da es gegen Mittag war, war niemand auf dem Wege, und sie rasten weiter bis zum Nil, ohne daß jemand verunglückt wäre. Dort warfen sie sich nieder, schmissen die Köpfe ins Wasser und fingen an zu saufen. Man denkt so oft, die Kamele lassen alles um sich geschehen; das ist ein rechter Unsinn. Wir haben vielfach zugehört, wenn Kamele für den Transport beladen wurden. Wenn ihre Last auch nur ein Pfund schwerer war, als sie tragen konnten, dann war es nicht möglich, sie zu bewegen, aufzustehen; sie schrien entsetzlich und gebärdeten sich so störrisch, daß nichts übrig blieb: die ganze Last mußte wieder abgeladen und um soviel erleichtert werden, wie sie für das betreffende Kamel zu schwer geworden war. Erst wenn das geschehen war, standen sie gutwillig auf und begannen ihre Wanderung zum Roten Meer mit den Lasten, die sie zu tragen hatten.

Aber nun noch einmal zurück zur Sandwüste. Die Sandwüste bewahrt besser als irgend etwas anderes Gegenstände auf, die in ihrem Sande begraben wurden. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß die Papyrosrollen und auch einzelnen Papyrosfetzen durch all die Jahrtausende hin so erhalten wurden, daß man sie noch heute lesen kann. So fand man in der Wüste am mittleren Nil einen Papyrosfetzen aus dem Johanneisewangelium, bei dem die Gelehrten festgestellt haben, daß er aus der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Ch. stammt, und der beweist, daß schon damals die Botschaft von Jesus Christus in Ägypten bekannt war, und daß die Kopten-Christen, die ersten Christen Ägyptens, schon damals Abschriften der Evangelien besaßen. Dieser Papyrosfetzen liegt im britischen Museum in London.

Etwas sehr Merkwürdiges erlebten wir bei unserer Rückkehr aus dem Sudan. Mein Mann hatte sich im Coupé hingelegt, ich saß am Fenster und sah in die Weite der Wüste hinein. Plötzlich sah ich eine wundervolle Landschaft: ein kleiner Teich, Eingeborenenhütten, Palmen, weidende Esel. Zu allererst glaubte ich, ich träumte, bis ich festgestellt hatte, daß ich wirklich hellwach war. Ebenso plötzlich, wie ich dies Bild gesehen hatte, war es verschwunden, und ich sah es so nahe und so deutlich, daß wir meiner Ansicht nach kaum 200 Meter entfernt an dieser Landschaft vorüberfahren, und dabei wußte ich doch, es war unmöglich; denn wir fuhren mitten durch die Wüste. Nach kurzer Zeit ein anderes Bild: wieder eine Oase, wieder Eingeborenenhütten und Palmen und weidende Kamele. Mir wurde ganz unheimlich zumute, und nachdem ich 4 oder 5 solcher Bilder gesehen hatte, die ich mir damals absolut nicht erklären konnte, weckte ich meinen Mann und erzählte ihm davon. Er neckte mich und lachte mich aus. Aber kurze Zeit darauf sah er dasselbe. Da klingelte er nach dem Zugbeamten und fragte den, was das wäre, worauf der lächelnd antwortete: „fata Morgana“; es wäre sehr selten, daß man so viele sähe nacheinander, zwei oder

drei Kämen wohl bei jeder Fahrt vor. Aber heute habe er schon acht gezählt, und wir möchten nur wach bleiben; denn das wäre sehr interessant und sehr schön. Auch diese Gata Morganas gehören zu den großen Geheimnissen der Wüste, die mich noch heute fast atemlos machen, wenn ich daran denke. — Von den Tieren sahen wir nur auf dieser langen Fahrt eine Gazellenherde, die aufgescheucht davonsprang, und dann sahen wir ab und zu kleine Gruppen von Dornbüschen. Wie Gott doch wunderbar waltet in der Natur! Die Dornbüsche haben ganz zarte, feine Blätter, aber fast fingerlange, sehr harte und spitze Dornen. Diese Dornen sind ihr Schutz, daß sie nicht von den Tieren der Wüste mit Stumpf und Stiel aufgefressen und ausgerottet werden. So müssen die Tiere mühsam jedes Blättchen heraussuchen, und der Busch selbst bleibt unverletzt.

Einmal hatten wir Gelegenheit, einen kleinen Sandsturm zu erleben, wie wir von Assuan aus in die libysche Wüste geritten waren. Wir hatten uns gelagert, um zu frühstücken; plötzlich kam unser Dragoman mit etwas verstörtem Gesicht und sagte, die Esel wären sehr unruhig, wir müßten schnell, schnell zurückreiten. Mein Mann lachte und sagte ihm, er solle uns in Ruhe lassen. Gleich darauf kam er zum zweiten Mal mit allen Zeichen des Entsetzens, und schließlich konnte ich meinen Mann bewegen, daß wir uns auf unsere Esel setzten und dem Dragoman folgten, der auf seinem kleinen grauen Reittier in wilder Flucht vor uns herjagte. Wir konnten uns einfach nicht erklären, was das bedeuten solle. Plötzlich, mit Gedankenschnelle, waren wir mitten in einem Sandwirbel; Nase, Mund, Augen, Ohren, alles war voller Sand, und es war wirklich eine besondere Gnade von Gott, die uns zuteil wurde, daß wir quer durch diesen Wirbel reiten konnten; wären wir der Länge nach hineingekommen, so daß es länger gedauert hätte, dann wären wir wohl erstickt. Solch Sandwirbel ist etwas so ungeheuer Unheimliches, daß man es auch nicht beschreiben kann; aber man hat das Gefühl, als wollte das Herz stillstehen, und die kleinen Esel sind so verängstigt, wie ich sie sonst nie wieder gesehen habe. Das sind die Gefahren der Wüste. — Wie wir durch diesen Wirbel hindurch waren, hielten wir zunächst an und versuchten, unsere Brillengläser, die Nase, den Mund und die Ohren von den Sandkrusten zu befreien. Als wir nach Assuan zurückkamen, wurden wir mit großer Aufregung empfangen; denn man hatte vom Hotel aus beobachtet, daß dieser Sandsturm genau auf dem Wege sich ausbreitete, auf dem man uns wußte.

Aber auch in diesem Erlebnis lag für uns eine große Lehre, die Lehre von der Vergänglichkeit des Lebens und von der Wechelosigkeit des Menschen gegenüber solchen Naturereignissen. In der Wüste ist alles Schule; auch wenn man sich bückt und eine Hand voll Sand nimmt und durch die Finger rieseln läßt, wird uns das zu einem Bilde des Lebens. Wie schnell rinnen Tage und Jahre dahin, und wehe dem, der dann, wenn alles zerfallen ist, seine Hand nicht in die des Heilandes legte, um an dieser Heilands-hand die letzte Reise anzutreten! Ich wiederhole noch einmal, was ich zu Anfang sagte: die Wüste ist keine Volksschule, auch keine Fortbildungsschule, sondern eine Hochschule für jeden, der innerlich still genug wird, um ihre Sprache verstehen zu lernen.

Der alte Kuhhirte.

Wenn ich zurückdenke an meine früheste Kindheit, dann ist neben den andern Leuten, die für uns eine große Rolle spielten und an denen wir mit kindlicher Liebe hingen, vor allem auch dieser alte Mann ein Mittelpunkt unseres damaligen Lebens und Denkens. Er war der Kuhhirte auf dem Gut meiner Eltern, damals schon ein ganz alter Mann, wenigstens für uns Kinder, obgleich meine Brüder mir später einmal sagten, er wäre höchstens Ende 50 gewesen damals, wie wir klein waren. Er war unverheiratet, und sein ganzes Denken und Trachten, sein Sorgen und Arbeiten gehörte seinen Kühen. Sein Zimmer lag unmittelbar neben dem Kuhstall, und es blitzte und blinkte vor Sauberkeit, ebenso wie der Kuhstall und die Kühe. Ich weiß noch, mit welchem Entsetzen wir einmal in dem Kuhstall eines Nachbargutes feststellten, daß die Kühe Schmutzkrusten auf den Lenden hatten, und nachher, wie wir zurückkamen, ihm ganz erregt davon erzählten, worauf er nur sagte: „Drecksäcken müssen Prügel kriegen.“

Zu ihm gehörte untrennbar sein Hütehund Mürf, soweit ich ihn in Erinnerung habe, eine Art Schäferhund, von dem er behauptete, daß ihm nur die Sprache fehle, um wie ein Mensch zu sein; eines Tages würde es einen großen Knall geben und dann würde Mürf verschwunden sein und statt seiner ein Prinz dastehen mit einer großen Uniform. Wir Kinder warteten nun immer auf diesen Knall und wurden manchmal ungeduldig, was er dann sehr ernst verwies.

Aber nun zunächst zu seinem Zimmer, das für uns geradezu eine Fundgrube der interessantesten Sachen war. In der einen Längswand stand sein Bett, dem Bett gegenüber zwei Schränke, zwischen denen ein Tisch stand. In der Ecke neben dem Fenster stand ein kleiner Tisch, auf dem ein von ihm selbst gearbeitetes Kreuz aus Birkenholz stand, mit der weißen Rinde. Davor lag eine alte Bibel, die sehr zerlesen war, und rechts und links von der Bibel standen zwei kleine Leuchter, soweit ich mich erinnere, aus Holz geschnitzt, mit kleinen Lichtern darin, die aber nur zu kirchlichen Festen angezündet wurden, und um die Nische hinter dem Kreuz waren kleine eiserne Krampen eingeschlagen, in denen im Sommer Zweige von Laubbäumen und Blumen steckten, die er täglich erneuerte, und im Winter Tannenzweige. Auch eine Schublade hatte dieser Tisch, und in dieser Schublade — und das war das Allerinteressanteste — hatte er ganze Stöße von Bildern — kleine Bilder, kaum in Handgröße — aufbewahrt. Meist waren es biblische Darstellungen, selten einmal eine Landschaft oder ein Genrebild oder geschichtliche Bilder. Wenn er einige von diesen Bildern herausnahm und uns dazu erzählte, dann war das für uns so ungefähr der Gipfel des Entzückens. Waren wir einmal eine Woche ganz artig gewesen — im Laufe des Sommers, des Frühjahrs und Herbstes —, dann durften wir mit ihm herausgehen, wenn er die Kühe auf die Weide trieb. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit dem Rücken an einen Baum gelehnt stand, unter dem linken Arm ein Riesenwollkräuel und in den Händen ein Strickzeug. Er strickte Socken nicht nur für sich, sondern auch für die gan-

zen Männer im Dorf, und es ging die Sage, daß diese Socken unzerreißbar wären. Für die bescheidenen Erträge, die er durch diese Arbeit verdiente, kaufte er sich Bilder, die seine größte Freude und sein größter Stolz waren. Neben ihm saß sein Hund Mürf, und wir Kinder durften uns auf die Erde vor ihn setzen, und dann fing er an zu erzählen, eigentlich meist biblische Geschichten; aber ich habe nie wieder von jemand gehört, daß er diese Geschichten aus der Bibel so plastisch und so gläubig und so kindlich erzählt hätte wie dieser alte Mann. Die Erschaffung der Welt, die Sintflut, der Zug der Kinder Israel durch die Wüste, das waren Lieblingsthemen von ihm. Aber am allerschönsten war es doch, wenn er von der Geburt des Heilandes, von der Flucht nach Aegypten und von den Wundern des Heilandes erzählte. Wenn er die Weihnachtsgeschichte erzählte, war nur eines, wo er, wie wir Kinder sagten, keinen Spaß verstand, das war, wenn wir ihn fragten, ob in der heiligen Nacht, wie die Hirten ihre Herde hüteten, nicht auch Schafhirten und Schafe dabeigewesen wären. Dann hieß es jedesmal: „Ihr dummes Volk, das lernt ihr doch nie; nein, Schafhirten und Schafe waren nicht dabei, nur Ochsen und Esel, das steht ja in der Bibel, und nur Kuhhirten wurde die Verkündigung der Engel zuteil.“ — Wo das steht, habe ich nie ermittelt können; aber wir Kinder glaubten es bedingungslos und waren insofgedessen, wenn auch nicht verächtlich, so doch ganz interessellos, wenn der Schafhirt seine Herde austrieb; denn — die waren ja nicht in der heiligen Nacht draußen. —

Sehr interessant war es uns Kindern auch, wenn er frühstückte. Dann setzte er sich hin, nahm in die linke Hand zwischen Daumen und Zeigefinger ein Stück geräucherten Speck und zwischen Handteller und kleinen Finger ein Stück Schwarzbrot; dann öffnete er sein Taschenmesser, wischte es an der Hose ab und schnitt erst ein Stück Speck ab und schob es in den Mund, hinterher ein Stück Brot. Jeder vierte Bissen gehörte dem Hunde, und vergaß er das einmal, dann stand der Hund auf und stieß mit der Schnauze an seinen Ellenbogen, das hieß soviel: „Was fällt dir ein? Vergiß mich nicht!“ Und wenn es uns Kindern gelang, Mutter dahin zu bringen, daß wir draußen frühstücken durften, auch jeder ein Stück Speck und ein Stück Schwarzbrot, dann schmeckte uns das tausendmal besser als später Austern und Sekt. Der alte Kuhhirte mußte uns dann sein Taschenmesser borgen, und er paßte sehr auf, daß wir uns beim Abschneiden nicht weh taten. Unvergeßlich wird mir sein, wie mein Bruder sein erstes Taschenmesser geschenkt bekam, mit welchem Stolz er es öffnete, natürlich auch an der Hose abwischte und dann benutzte. Und bei uns Schwestern gab es eine große Heulerei, wie Mutter uns erklärte, Taschenmesser wären nur für Jungens und nicht für Mädchen. Ich erinnere mich aber, daß wir uns zu helfen wußten und solange bei der Mamsell herumbettelten, bis sie jedem von uns ein kleines Küchenmesser in Zeitungspapier wickelte und uns in die Tasche steckte. — Während er nun erzählte, kam es wohl vor, daß er auffah und zu seinem Hunde Mürf sagte: „Mürf, die Rotbunte ist all wieder im Klee, jag' ihr heraus!“ oder: „Mürf, die schwarze Bleß frißt all wieder an die jungen Birken, schmeiß ihr raus!“ Und dann stand der Hund auf, als ob er jedes Wort verstanden hätte, und schuf Ordnung.

Das machte uns Kindern natürlich ungeheuren Eindruck und bestärkte uns in der Überzeugung, daß Murf ein verwunschener Prinz wäre.

Auch im Winter brauchten wir die geliebten Erzählungen des alten Mannes nicht entbehren. Wenn es dunkel wurde und er seine Arbeit getan hatte, dann kam er in das Stübchen unserer alten Kinderfrau; in dem stand ein mächtiger Kachelofen und davor eine Bank. Auf die setzten sich die beiden alten Leute und lehnten den Rücken an den Ofen, und wir Kinder hatten jeder ein kleines hölzernes Fußbänkchen, das holten wir uns und setzten uns vor sie hin und horchten gespannt, wenn sie anfangen zu erzählen. Der alte Kuhhirte brachte uns oft jedem einen Apfel mit, und wenn wir auch bei meinen Eltern soviel Apfel bekamen, wie wir irgend mochten, der Apfel, den der alte Kuhhirte uns schenkte, der so blank gerieben war, daß man sich in seiner Schale fast spiegeln konnte, der schmeckte natürlich tausendmal besser und war etwas ganz Besonderes. Und so saßen wir denn, bis die alte Kinderfrau kommandierte: „Jetzt geht's zu Bett!“ Wie ich dann später in Pension kam in die Stadt und in die Religionsstunden, da merkte ich erst, wieviel ich gelernt hatte. Ganz besonders aufregend war es auch für uns Kinder, wenn wir ein Kirchenlied lernen durften. Dann wiederholte er die Verse so oft, bis wir sie auswendig wußten, und dann durften wir uns aufstellen und sie im Chor singen. Manchmal sang er sie auch mit; aber da ich leider unmusikalisch bin, war das nie eine reine Freude für mich. Ich erinnere mich noch, wie ich in der Pension nach einer Gefangstunde zu dem Lehrer gerufen wurde. Er legte mir die Hand auf den Kopf und sagte mir: „Ich muß dich vom Gesangunterricht dispensieren, du armes Kind hast nur einen Ton in der Kehle, und der ist falsch.“ Ich weiß, daß ich damals sehr traurig war; aber dann wurde mir die Stunde freigegeben zum Lesen, und das tröstete mich über alles innere Trauern.

Nun möchte ich noch ein Erlebnis berichten, das für uns Kinder ziemlich katastrophal war und, wenn auch lose, doch mit den Erinnerungen an den alten Kuhhirten zusammenhängt.

Wir Kinder hatten einmal Husten gehabt, und meine Mutter hatte uns aus der Stadt Sakrißen mitbringen lassen, für uns damals etwas ganz Herrliches. Eines Sonntags, wie meine Eltern in der Kirche waren und der Hirte auf dem Felde, kam mein Bruder und sagte: „Kommt bloß mit, in der Stube von dem alten J. liegt auf dem Fensterbrett eine dicke Rolle Sakrißen, und daneben liegt sein Rasiermesser; er erlaubt uns bestimmt, daß wir uns jeder ein Stückchen abschneiden.“ Also, wir vier hin, und es wurde auch wirklich für jeden ein Stückchen abgeschnitten. Wir nahmen es in den Mund, singen an zu kauen und merkten voller Entsetzen, daß das etwas ganz anderes war, stürzten wieder heraus in den Garten, und statt nun das einzig Vernünftige zu tun, was wir hätten machen können, nämlich das Zeug auszuspucken, schluckten wir es herunter, und als meine Eltern aus der Kirche kamen, lagen wir wie die Pöfelheringe nebeneinander auf dem Rasen, und einer war immer seekrankter und elender als der andere. Zuerst große Aufregung, weil keiner wußte, was los war. Schließlich war wohl der alte J. nach Hause gekommen und hatte zu meiner

Mutter gesagt: „Nun haben mich die kleinen Krabaten doch richtig den Priem aufgefressen.“ Da war der Fall geklärt, und die Strafe war gar nicht einfach: sofort ins Bett und 3 Tage nichts weiter essen als Hafer-schleim. Ich glaube, wir wären elend verhungert, wenn unsere alte Kinder-frau nicht ein Erbarmen mit uns gehabt hätte und uns heimlich, während die Eltern beim Abendbrot saßen, unter der Schürze dicke Butterschnitten zugesteckt hätte, wobei mir ängstlich aufgepaßt wurde, daß kein Krümel im Bett zurückblieb, denn wenn Mutter mit uns betete, hätte sie diesen Betrug der alten Frau sicher entdeckt. Aber Priem haben wir nie wieder gestohlen! —

Der alte Mann starb, wie ich einige Jahre in Pension war. Man fand ihn morgens tot in seinem Bett mit strahlendem Lächeln in den Zügen. Und nie kamen wir Kinder zu den Ferien nach Hause, ohne daß wir Kränze wanden, ihm auf sein Grab brachten und von ihm erzählten. Wenn wir nicht zu Hause waren, pflegte die alte Kinderfrau den Hügel, der diesen stillen Schläfer deckte. Es klingt vielleicht banal, wenn ich schließe mit den Worten: „Ehre seinem Andenken!“ Aber es kommt mir von Herzen, daß ich nichts Besseres weiß wie dies: „Ehre und Dank dem An-denken dieses frommen, guten und tüchtigen alten Mannes!“

Ein Engelmärchen.

Wenn wir abends, nachdem es dunkel wurde, zum Sternenhimmel hinaufsehen, dann sehen wir durch die Sterne hindurch die Herrlichkeit und das Licht des Himmels strahlen; denn die Sterne sind Löcher, die die kleinen Engel sich in das Himmelsgewölbe bohrten, um durch sie herunter-zusehen, was die Kinder auf der Erde machen und wo es nötig ist, her-unterzufliegen und ihnen zu helfen und sie zu schützen. Wir können die Engel nicht sehen; aber wir fühlen doch manchmal, daß sie da sind, und besonders die Kinder fühlen es, wenn sie in Gefahr oder krank sind und große Schmerzen haben, und dann wird es auf einmal stiller und der Schmerz läßt nach und sie schlafen ein. Dann tritt wohl eines dieser Engeln an das Kopfende ihres Bettes und streut wunderschöne Träume auf ihre kleinen Häupter, so daß sie dann die herrlichsten Sachen im Traum erleben.

Der alte Petrus hatte die Engeln schon immer gewarnt, sie sollten sich nicht zu weit herausbeugen aus den Sternensöchern, besonders die ganz Kleinen, die noch nicht so richtig fliegen gelernt hatten. Aber eines von diesen kleinen frechen Engeln gehorchte nicht, und die Strafe folgte auch richtig nach. Es beugte sich zu weit vor und fiel auf die Erde. Wie es hell wurde und das Engeln am nächsten Morgen erwachte, da merkte es, daß es in einen Kohlenhof gefallen war und daß es sich seine ganzen Flügelchen und seine weißen Röckchen voller Ruß und Schmutz geholt hatte. Ganz traurig stand es auf, wuschte sich die Tränchen aus den Augen, wobei auch noch das Gesicht mit dem Kohlenruß Bekanntheit machte, und dann sah es sich um und dachte: „Ach, da ganz hinten stößt ja der Himmel

auf die Erde, wenn du auch nicht fliegen kannst, denn anscheinend ist das eine Flügelchen ja gebrochen, dann kannst du doch bis dahin wandern und dann direkt in den Himmel gehen.“ Es war eben noch ein ganz kleines und ganz dummes Engelchen; denn sonst hätte es doch wie die Menschenkinder wissen müssen, daß es nur so aussieht, als ob der Himmel wie eine Käselocke über die Erde gestülpt ist. — Wie es anfang zu wandern, kam es bald an einen Bach, in dem es sich spiegeln konnte, und da war es doch ganz entsetzt, wie es aussah. Erdenschmutz war ihm bis dahin kein Begriff gewesen, und Mäßigkeit hatte es auch noch nicht gekannt. Die kleinen Beinchen taten ihm weh, und das Flügelchen hing matt herab; aber tapfer machte es sich auf den Weg und ging auf eine Wiese, die an dem Bache sich entlangzog. Es war noch sehr früh am Morgen, und all' die Blumen auf der Wiese schliefen noch. Aber als die Glockenblumen, die immer am ersten wach wurden, das Engelchen sahen, fingen sie ihre Glocken an zu läuten: „Wacht auf, wacht auf, ein Engelchen vom Himmel ist zu uns gekommen und dem müssen wir helfen!“ Groß rissen die Blumen da alle ihre Blumenaugen auf, und das Gänseblümchen schüttelte den Kopf und sah so erstaunt aus, daß die Glockenblume ihm zurief: „Gänseblümchen, mein Engelchen, fall' mir nicht vom Stengelchen!“ Das Wiesenschaumkraut raschelte mit seinem elegant flatternden rosa Röckchen und machte einen tiefen Hofknix vor dem Engelchen, und der Fuchschwanz schüttelte seinen dicken Kopf vor Stannen so heftig, daß er wackelte. Die Butterblume lachte strahlend über ihr großes, dickes, glänzendes Gesicht, und das Vergifmeinnicht trippelte emsig hin und her und flüsterte verlegen den andern Blumen zu: „Wüßte ich nur etwas, was ich dem Engelchen Liebes tun könnte, damit es mich nicht vergift.“ Nur das Stiefmütterchen kam eilig heran, sah mit seinem lieben Gesichtchen das Engelkind treuherzig an und sagte: „Weißt Du, liebes Engelkind, Du bist so staubig, willst Du Dich nicht etwas waschen? In jedem Blumenkelch hier auf der Wiese findest Du ein Tröpfchen Himmelstau, den wollen wir Dir geben, damit Dein Röckchen und Deine Flügelchen wieder ganz weiß und zart werden. Da ging das Engelchen von einer Blume zur andern und schöpfte den Himmelstau aus ihren Kelchen und wusch sich. Und alle Blumen jubelten nun, wie das Engelchen unter ihnen stand, jede wollte ihm noch etwas besonderes Liebes tun, und jedem sollte es von der Himmelswiese erzählen und von den Blumen, die da wachsen und nie welk werden und von denen jede einzige Blume eine kleine Seele hat, die einstimmt in das Hallelujah und das Hosanna zur Ehre Gottes und des Heilandes. Das Engelchen erfüllte gern ihren Wunsch; aber es hatte nun keine Zeit mehr und mußte schnell weitergehen. Hinter der Wiese lag ein großer Wald. In den trat es ein. Da riefen ihm die Steinpilze zu: „Liebes Engelchen, wir sehen sehr garstig aus mit unsern braunen Lederdecken; aber unser Fleisch schmeckt süß und ist sehr nahrhaft. Willst Du nicht bei uns bleiben und Dich sättigen?“ Aber da sagte das Engelchen: „Nein, liebe Steinpilze, ich kam nur noch Himmelsnahrung essen und die erst, wenn ich wieder daheim bin auf unserer großen, schönen Himmelswiese.“ Noch während es so mit den Steinpilzen sprach, kam der Fliegenpilz angetrippelt, schob die Steinpilze bei-

seite und sagte: „Liebes Engelchen, sieh mich einmal an, ich bin das schönste und eleganteste Stüchlein im Walde mit meiner roten Decke und den weißen Fleckchen darauf, setze Dich auf mich und ruhe Dich aus.“ Aber auch das lehnte das Engelchen ab; es hatte nur den einen Wunsch, dahin zu kommen, wo es glaubte, daß der Himmel die Erde berührte, um dann wieder daheim zu sein. So wanderte es weiter. Da kam es an eine Hütte im Walde, ein winzig kleines Haus, mit Stroh gedeckt, die Lehmwände schon arg von Wind und Wetter mitgenommen und die Fenster trübe und fast undurchsichtig. Aber das Engelchen war neugierig und wollte wissen, wer in dieser Hütte wohnte. Da trat es ein und sah in einer Ecke der kleinen Stube ein Bett, in dem ein kleiner Junge lag, das einzige Kind seiner Eltern. Es war schwerkrank, hatte hohes Fieber, und vor seinem Bettchen kniete die Mutter und flehte zu Gott, er möge ihr ihr Kind erhalten. Das hörte das Engelchen. Da trat es leise neben die Mutter, zog eine Feder, die glänzend und weiß war wie Silber, aus seinem Flügelchen und legte diese Feder auf das Bett des Knaben. Da wich das Fieber, das Kind schlief ein, und als es wieder erwachte, war das Fieber fort, und der kleine Junge sagte zu seiner Mutter: „Liebe Mutter, nun weine auch nicht mehr, ich bin schon fast wieder gesund. Ich habe von einem Engelchen geträumt, das hat mir gesagt, daß der Heiland mich lieb hat und mir helfen wird, und daran glaube ich. Und nun will ich auch jeden Tag zu diesem Heiland beten, der uns Kinder lieb hat, und an ihn glauben, daß er uns helfen kann.“

Wie das Engelchen nun weiterwanderte, begegnete ihm ein Reh, begrüßte das Engelchen und sagte: „Liebes Engelchen, bitte, komm' doch mit an das Lager, wo meine kleinen Kizzen ausruhen, und sprich den Waldsegen über sie.“ Da ging das Engelchen mit, und es fand zwei kleine Rehlein in braunen Röckchen mit lauter weißen Tupfen darauf. Die sahen aus ihren treuherzigen kleinen Auglein zwar noch etwas verträumt das Englein an, aber doch voller Freude und Vertrauen, und das Englein sagte zu ihnen: „Ihr sollt groß und stark werden, wie Euer Vater es war, und dann sollt Ihr klug werden, damit Ihr lernt, Euch vor den Menschen zu schützen; denn sie trachten Euch nach dem Leben, um mit Euren Kronen die Wände in ihren Zimmern zu schmücken. Also, seht Euch vor und lernt von Euren Eltern, was sie während ihres Lebens auch wieder von ihren Eltern gelernt hatten. Und dann sagte der Rehbock: „Weißt Du, liebes Engelchen, und Du mußt Dich nicht fürchten, wenn Du weiterwanderst und unsern großen Vettern, den Hirschen, begegnest. Die sind fast so hoch wie die Bäume im Walde und haben Geweihe, die so groß und so stark sind, daß uns der Atem stockt, wenn wir sie sehen; aber sie sind gut und edel, diese großen Vettern, sie tun niemand von uns etwas zuleide und schreiten stolz und sicher durch den Wald. Auch ihnen begegnete das Englein auf seiner Wanderung, und dann stand es auf einmal vor einem hohen Zaun, der eine große Fläche umschloß und begriff gar nicht, was das bedeuten könne. Ein Weilchen stand es so und blickte in diese Umzäunung hinein, da hörte es eilige Hufschläge, hörte Wiehern und sah, wie mehrere Pferde an die Stelle eilten, wo unser Engelchen stand. Ein

wunderschöner Schimmel war da zuerst mit langem weißen Schweif, langer weißer Mähne und rosig schimmernden Nüstern, die weich waren wie Sammet. Der war sehr stolz und sagte: „Ich bin nicht aus dieser Gegend, ich komme aus Oesterreich, aus dem Ort Eppizano, wo die schönsten und edelsten Pferde in dem Gestüt des Kaisers von Oesterreich gezüchtet werden. All' meine Vorfahren waren Fürsten und Prinzen, und wir sind die klügsten Pferde, die es in Europa gibt, nur unsere Verwandten in Arabien sind noch klüger und noch schneller als wir. Und nun, liebes Engelchen, werde ich versuchen, über den Zaun zu springen, dann kannst Du Dich auf meinen Rücken setzen, und dann trage ich Dich dahin, wohin Du kommen willst, vor allen Dingen aus dem Walde heraus.“ Aber da stand neben dem Schimmel schon ein Rappe und sagte ganz energisch: „Nein, mein liebes Engelchen, wenn Dich ein Pferd tragen soll, dann tue ich es; denn ich bin ein Heimatpferd, kein Fremdling, ich komme aus Trakehnen. Sieh Dir nur einmal meine schlanken Fesselgelenke an, achte darauf, wie stolz ich den Kopf trage und wie edel die Linie meines Halses ist. Sieh, mein liebes Engelchen, in mir findest Du Blut der Heimat und Blut der edlen Araber, und ich glaube, wir sind die edelsten Pferde, die es in Deutschland überhaupt gibt. Willst Du nicht zu mir kommen und Dich von mir tragen lassen?“ Aber da kam ganz schnell ein Fohlen an. Es war braun wie sein Vater und hatte eine wunderschöne Blesz auf der Stirn und an den Fesseln weiße Stiefelchen. Es war wirklich bildhübsch und sprang vergnügt und froh und sagte zu dem Rappen: „Du darfst doch nicht fort, du bist doch meine Mutter, und wenn Du weggehst, muß ich verhungern und sterben. Mein liebes Engelchen, das geht nicht, meine Mutter darfst Du mir nicht nehmen.“ — Und dann kamen noch die andern Pferde, der Island-Pony, der mittelgroß war, braun und ein struppiges Fell hatte; er war nicht sonderlich schön und elegant, aber er hatte wunderschöne treue Augen und starke Knochen. Und nach ihm erschien der winzig kleine Shetland-Pony, der nicht größer war wie ein großer Hund und etwas traurig sagte: „Ich bin entschieden zu klein geraten; aber wir sind ein Zwergengeschlecht, und auch wir werden von den Menschen gebraucht und sind ihnen unentbehrlich. Wenn z. B. ein Menschenkind so krank ist, daß es nicht mehr gehen kann, dann bauen die Menschen einen winzig kleinen Wagen, in den setzt sich der Kranke, und dann ziehen wir ihn durch den Park oder auch wohl manchmal auf guten Wegen ins Feld hinaus, und das ist edler Dienst, den wir tun. — Als letztes kam ein russisches Panje-Pferd. Man muß schon sagen, es sah aus wie ein Strauchräuber. Aber auch dies Panje-Pferd sprach zu dem Engelchen und sagte: „Weißt Du, liebes Engelchen, wir werden zwar am härtesten und schlechtesten behandelt von unsern Herren; aber gerade dadurch sind wir sehr stark und sehr gesund geworden. Im Winter kümmert sich niemand um uns, dann müssen wir sehen, wo wir unsere Nahrung finden und werden noch geschlagen, wenn wir vor Hunger anfangen, an den Strohdächern der Hütten unserer Herren zu knabbern. Aber im Kriege haben wir unsern Mann gestanden; wenn alle feinen und edlen Pferde versagten, auf uns war immer Verlaß.

und mancher von uns kam mit in die Heimat der Deutschen und wurde dort gepflegt und gut behandelt, und trotzdem sehnten wir uns nach den weiten, großen russischen Steppen zurück, wo wir tagelang herumgaloppieren konnten, bis man uns einsang und zu dritt nebeneinander als Troika vor einen Schlitten spannte, den wir dann Stunden und Stunden weit durch die herrlichen verschneiten Wälder Rußlands ziehen durften. Wir sterben in dem Heimweh nach der Weite und Größe unserer Heimat, wenn man uns von dort fortbringt.

Das Engelchen streichelte jedes dieser Pferde und sagte ihnen: „Wenn Euer Lebenslauf einmal beendet ist, dann kommt Ihr auch in den Himmel, wo wir wohnen, und dann werdet Ihr alle wunderschön sein und erkennen, wie groß Gottes Schöpferkraft ist, der alles geschaffen hat, auch Euch.“ — Und dann ging es weiter. —

Bald standen die Bäume weiter und weiter voneinander entfernt, und dann sah das Engelchen durch die Bäume hindurch auf ein weites, großes Feld. Am Rande des Waldes saß ein Förster; er aß sein Abendbrot, und seine Kinder leisteten ihm Gesellschaft, und von Zeit zu Zeit schob er jedem dieser Kinder einen Bissen Brot in den Mund und erzählte ihnen, das Brot wäre die größte Delikatesse, die es überhaupt gäbe; denn das hätte der Hase besungen. Wenn nämlich der Förster abends seinen Rucksack von den Schultern nähme und in einen Baum hänge, dann kämen die Häschen angelaufen, und jedes fänge ganz leise mit feinem, süßem Stimmchen ein kleines Abendlied als Dank für den Förster, der keinem von ihnen etwas zuleide getan hätte, und wenn diese Töne über den Rucksack hinfluteten, dann würde das Brot, was noch in dem Behälter läge, so wohlschmeckend wie Marzipan und Honigfuchen, und wer das Brot dann äße, der würde gesund und stark und groß und mutig, und deshalb ließe er immer von seinem Frühstück ein Stückchen Brot für seine Kinder in dem Rucksack zurück und legte ihn so aufs Feld, daß die Hasen darüber singen könnten.

Inzwischen wurde es dunkel. Da ging der Mond auf und sandte seine leuchtenden Strahlen wie silberne Bänder auf die Erde herab. Und auf einmal jauchzte das Engelchen auf; auf diesen Mondstrahlen sah es andere Engel heruntersteigen auf die Erde. Da lief es ihnen entgegen. Die Engel nahmen unser kleines Engelchen auf den Arm und trugen es in den Himmel zurück, und dort erzählte es den kleinen Gefährten von all' seinen Erlebnissen und auch von dem kleinen kranken Jungen im Waldhans, der durch das Auflegen seiner Feder gesund wurde, und den müßten sie alle ganz besonders beschützen und beschirmen, damit ihm kein Leid zustieße. Und dann flogen sie alle zurück auf die Himmelswiese, knieten nieder, erhoben ihre gefalteten Hände zum Throne Gottes und sangen herrliche Lieder voller Lob und Dank. — Und wer auf der Erde abends ganz still lauscht, besonders in der Weihnachtsnacht, der darf wohl ein leises Echo hören von dem Engelsgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Das Wort.

Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen. Mark. 13, 31.

Ein Geistlicher sprach einmal in einer Predigt von den beiden großen Kanzeln Gottes, von denen aus er zu den Menschen redet. Die erste dieser Kanzeln war der Berg Sinai mit dem Stein gewordenen Gotteswort: „Du sollst!“ Auf dem Berg Sinai gab er den Menschen die zehn Gebote, die noch heute die Grundlage sind für das Zusammenleben der Menschen miteinander, für Recht, Sitte und Moral. Die zweite Kanzel war der Hügel Golgatha, von dem aus er den Menschen sagte — nicht mehr: „Du sollst“ — sondern: „Du darfst!“ Die erschütterndste Illustration zu diesem heiligen: „Du darfst!“ war das Zerreißen des Vorhangs im Tempel, der das Allerheiligste den Augen der Menge verbarg. Mit dem Zerreißen dieses Vorhangs war für die Menschen der Weg zum Allerheiligsten, d. h. in diesem Falle: zum Herzen Gottes, frei geworden. Erst jetzt verstanden sie wohl ganz das Gebet Jesu, das er sie gelehrt hatte, und dessen erste Worte lauteten: „Unser Vater!“

So sprach Gott auch zweimal sein allmächtiges „Es werde!“ Das erste Mal bei der Schöpfung: „Es werde Licht!“ — und es ward Licht. Das zweite Mal durch das Blut seines Sohnes am Kreuz: „Es werde Friede!“ — und es ward Friede für jeden, der an Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes, glaubt.

Wir sprechen so oft von dem „Wort“, und wenn wir nichts weiter hinzufügen, dann ist damit immer das Wort Gottes gemeint. Gott gab den Menschen die Sprache zur Verständigung untereinander. Bei den Menschen ist das Wort Ausdruck des Wollens, bei Gott ist es immer Ausdruck der Tat, wie wir in der Schöpfungsgeschichte lesen: Gott sprach: „Es werde!“ — und es ward! Unter uns Menschen gilt: „An einem Kaiserwort soll man nicht deuteln!“ — aber an Gottes Wort wird heute soviel herumgedeutelt und herumgeredet und herumgeraten, daß ich dem oft vollkommen verständnislos gegenüberstehe. Es bleibt unumstößlicher Befehl: „So ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“, und als zweites: „Selig sind, die geistig arm sind“. Mit dem Verstande werden wir das nie erfassen und durchdringen können; nur wenn wir es wie die Mutter des Herrn machen, die Worte in unserem Herzen aufnehmen und in unserem Herzen bewegen, dann werden sie uns heiliger Besitz und heiliger Wegweiser werden.

Wie verschieden das Wort in seiner praktischen Anwendung sein kann, erkennen wir, wenn wir in die Geschichte zurückblicken. Der große österreichische Staatsmann Metternich sagte einmal: „Der Mensch bekam die Sprache, um seine Gedanken zu verbergen.“ Demgegenüber steht das Wort eines der berühmtesten englischen Staatsmänner, der damals, als Bismarck als Botschafter nach London kam, zu der Königin Viktoria sagte: „Vor diesem Bismarck müssen wir uns in acht nehmen, Majestät! — Er meint, was er sagt!“

Und nun möchte ich mit einem Worte des Heilandes aus dem Johannes-Evangelium schließen, Kap. 5, 24:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“

Herr, dein Wort, die edle Gabe, Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten,
Dieses Gut erhalte mir; Worauf soll der Glaube ruh'n?
Denn ich zieh' es aller Habe, Mir ist's nicht um alle Welten,
Selbst dem größten Reichtum für. Aber um dein Wort zu tun!

Christ', der Retter, ist da!

Im fernen Osten ging ein Mann aus über Land und verfehlte den Weg. Er fiel in eine ziemlich tiefe Grube, aus der er nicht wieder herauskommen konnte und war sehr verzweifelt. Allmählich fingen auch Hunger und Durst an, ihn zu plagen, und er lauschte gespannt, ob nicht jemand vorbeikäme, der ihm helfen könnte. Da hörte er Schritte. Er rief um Hilfe, und an den Rand der Grube trat Konfucius, der Gründer der chinesischen Religion. Er sah den Mann in der Grube und sagte: „Wie bist denn du hier hereingekommen? Ich rate dir dringend, wenn du einmal ausgehst, passe besser auf deinen Weg. Helfen kann ich dir nicht; aber dir raten, was du später tun sollst, das habe ich gern getan.“ Dann ging er weiter. Es wurde dunkel um den Armen her, und er freute sich, wie er endlich einen fernen Lichtschimmer sah, einen Vorboten der aufgehenden Sonne und damit des Tages. Wieder hörte er Schritte, und wieder rief er um Hilfe. Da nahte sich ihm Buddha, der Begründer der indischen Religion, und sagte: „Du tust mir sehr leid, daß du so verunglückt bist, und wenn du so weit heraufsteigen kannst, daß du mir deine Hände reichen kannst, dann will ich versuchen, dir zu helfen, daß du herauskommst.“ Da sagte der Armste: „Lieber Buddha, wie sollte ich das wohl machen? Die Grube ist tief und die Wände sind glatt; kannst du nicht zu mir herunterkommen und mir helfen?“ „Nein“, antwortete Buddha, „nur wer sich selbst hilft, dem kann ich dabei nützen“ und ging weiter. Der Tag verging, langsam fiel die Dämmerung aufs Land, da hörte er zum dritten Mal, wie jemand sich der Grube näherte. Wieder rief er ihn an, und da beugte sich über die Grube ein Antlitz voll unendlicher strahlender Güte und Milde, und Augen sahen auf ihn, aus denen göttliche Liebe leuchtete. Der Mann in der Grube fragte: „Wer bist Du? Dich kenne ich nicht.“ Da antwortete ihm der Wanderer: „Ich bin der Heiland und bin von Gott gesandt, den Armen, Mitleidigen und Beladenen zu helfen. Nun sei mir getrost, ich helfe auch dir.“ Und wie durch ein Wunder senkte sich vor dem Heiland die eine Seite der Grube, er stieg hinunter zu dem Verunglückten, reichte ihm die Hand und hob ihn heraus, und als die beiden auf festem Boden standen, da fiel der gerettete Mann nieder, berührte den Saum des Gewandes des Heilandes, fühlte eine Kraft, die von ihm ausging und ihn erfüllte, und er wurde sein Jünger. —

Bengalischer Feigenbaum.

An der Hauptstraße, die durch Kairo führt, liegt Sheppards Hotel, gegenüber der Esbekijeh-Parke, und in diesem Parke war es ein Baum, der mich besonders interessierte und mir zu einem Bilde wurde für das Christentum. Das ist der bengalische Feigenbaum. Wir hatten ihn sieben Jahre vorher pflanzen sehen, und wie wir ihn jetzt suchten, konnten wir zunächst wirklich den Wald vor Bäumen kaum finden. Seine Art der Fortpflanzung ist eine ganz eigenartige. Sobald der erste Stamm, der gepflanzt wurde, anfängt, Zweige zu bilden, wachsen aus diesen Zweigen Luftwurzeln, die sich fest im Boden verankern und verwurzeln, sobald sie den Boden erreicht haben. Diese neuen Stämme werfen wieder Luftwurzeln aus, die dann weiterwachsen, und so ist der Mittelstamm oft der Ursprung eines richtigen kleinen Wäldchens. Wir zählten damals einige sechzig Stämme, die um ihn her wuchsen.

Und nun das Merkwürdige: Trotzdem jeder der Kinderstämme anscheinend ein ganz selbständiges Leben für sich führt, soll doch jeder dieser jungen Stämme anfangen zu kränkeln und zu verkümmern, sobald der Mittelstamm beschädigt wurde oder durch Menschenhand der Zweige beraubt, von denen die ersten Kinderstämme ausgingen.

Ist es nicht ein erschütterndes Bild oder Gleichnis für das Christentum? Anscheinend führt jede Gemeinde ihr eigenes selbständiges Leben; und dennoch muß sie zugrunde gehen, sobald sie sich von dem Urquell ihrer Kraft löst oder Jesus, den Sohn Gottes, nicht mehr als Verbindung zwischen sich und dem Vater festhält.

Nächstenliebe.

Wenn man dies Wort hört oder ausspricht, dann erscheint es etwas so Selbstverständliches und etwas so leicht Ausführbares für einen Menschen, der seinen Heiland fand und sich bemüht, ihm nachzufolgen, daß man über den Begriff und die tiefste Bedeutung dieses Wortes eigentlich kaum nachdenkt. Und doch wurde mir, trotzdem ich jahrzehntelang in sozialer Arbeit stand, in diesem Winter eine Lehre zuteil, die ich wohl verstanden habe und nun weitergeben möchte an die Leser.

Vor meinem Fenster steht wie vor vielen andern Fenstern in der Stadt ein Vogelfutterhäuschen, und ich sehe oft lange und sehe zu, wie die kleine Gesellschaft sich ihr Futter holt, sich auch gelegentlich einmal zanft und aufeinander mit den Schnäbeln loshackt, wenn sie sich gegenseitig zu nahe kommen. Mein Vogelfutterhäuschen ist ein Geschenk von einem alten Freunde von mir und ziemlich groß. Es hat im Innern eine Anzahl kleiner Tröge und Näpfchen und Schüsselchen, die für meine kleinen Gäste jeden Tag gefüllt werden. Das Futter bezog ich immer aus einer Handlung, wo ich für 3 Pfund 1 Mark bezahlte, und da ich oft an einem Tage 3 Pfund verfütterte, wurde mir die Sache allmählich doch ein wenig teuer.

Da kam eine Bekannte von mir und sagte: „Wissen Sie, ich habe jetzt ein ausgezeichnetes Geschäft für Vogelfutter, da kosten 5 Pfund nur 1 Mark, es liegt in der M.-Straße.“ Ich war begeistert und schickte sofort eins meiner Mädchen hin, um mir das Futter holen zu lassen. Aber nun kam die Strafe für meinen Geiz. Den ersten Tag flogen die Vögel noch ab und zu und nahmen von dem Futter, den zweiten Tag kam nur ab und an noch mal ein Vögelchen, und ich hatte das Gefühl, daß sie das Köpfchen hin und her drehten und mich vorwurfsvoll ansahen. Am dritten Tage blieb mein Futterhäuschen leer. Da entschloß ich mich, das billige Futter fortzuwerfen und wieder von dem guten Futter zu holen, und siehe da, die kleine Schar kam nach einigen Stunden mit wilder Begeisterung angeflogen und stillte ihren Hunger.

Und nun, was ich daraus lernte! Es ist durchaus nicht gleichgültig, was wir dem lieben Nächsten geben, um ihm zu helfen. Wenn wir z. B. alten Leuten Hülsenfrüchte schenken, dann ist das einfach ein grober Anflug. Zunächst mal brauchen sie soviel Feuerung, um sie weich zu bekommen, daß sie dafür 2 andere Gerichte kochen könnten, und dann, wenn sie wirklich einigermaßen weich sind und sie essen sie, dann wehren sich die alten Mägen gegen die Hülsen und die Schwerverdaulichkeit dieser Speisen. Und deshalb möchte ich eine kurze Liste geben von dem, womit wir alten Leuten nicht nur eine Freude machen, sondern auch nützen.

Da ist zunächst Kaffee und Zucker. Kaffee ist und bleibt nun einmal der Hochgenuß für alte Leute! Dann Grieß, der schnell weich wird und, mit etwas Zucker und Zimt bestreut, ein voll ausreichendes Mittagessen ergibt, ebenso Haferslocken. Dann Zuckerrübenkrende. In dieser Krende sind alle Vitamine enthalten, sie ist außerordentlich süß und wohlschmeckend und ein hochwillkommener Brotaufstrich nicht nur für unsere Alten, sondern auch für Kinder. Mit großer Freude begrüßt wird auch immer ein Stückchen Speck und eine Tüte mit Zwiebeln. Etwas Speck in Würfel geschnitten, mit Zwiebeln zusammen ausgelassen und dann zu Quetschkartoffeln gegeben, schmeckt nicht nur ausgezeichnet, sondern ist nahrhaft, leicht verdaulich und gesund. Vergesst auch nicht, ab und an eine Tüte Mehl zu schenken, und wenn Ihr dann noch ein paar Eier und ein Stückchen Butter dazufügen könnt, dann tut Ihr wirklich ein gutes Werk! Die Gefahr ist so sehr groß, daß man den Wert der Mark für sich selbst unterschätzt und für den, dem man sie gibt, überschätzt. Die Mark in der Hand des Armen hat auch nicht einen Pfennig mehr Kaufkraft wie in der Hand des Reichen, und deshalb sollen wir uns nicht einbilden, daß wir etwas Ungehenerliches tun, wenn wir einmal einem Armen oder einer Familie mit kleinen Kindern einige Mark in die Hand drücken, sondern vorher uns still in eine Ecke setzen und uns überlegen: was können sie sich dafür kaufen? Ich glaube, die meisten von uns werden erschüttert sein, wenn sie sich das einmal aufschreiben, wie wenig da herauskommt. Gibt man aber so glatt aus der Hand ohne Überlegung wirklich jemand ein 5-Mark-Stück, dann bildet man sich leicht ein, der Betreffende

könne sich dafür ein Rittergut kaufen, ein Automobil anschaffen und den teuersten Rundfunkapparat, den es überhaupt gibt.

Also, meine lieben Leser, wenn diese Zeilen zu Euch kommen und Ihr denkt ein klein wenig über das nach, was ich Euch heute geschrieben habe, dann, hoffe ich, werdet Ihr sagen, die alte Frau hat recht, und wenn einer von Euch mir dann vielleicht eine Karte schreibt, auf der er mir bestätigt, daß ich recht habe, dann wird er mir eine ganz, ganz große Freude machen.

Auch wenn Ihr Sachen verschenkt, bessert sie erst aus und macht sie sauber! Und dann verschenkt nicht planlos an Frauen, die ihre Wohnung nicht sauber halten und deren Kinder fast im Dreck verkommen. Solche Frau bekommt von mir einen Scheuerlappen, ein Stück Seife und eine Scheuerbürste, und erst, wenn ich festgestellt habe, daß sie wirklich alles in Ordnung gebracht hat, dann bekommt sie auch Sachen, die sie braucht. Es ist kein Gott gefälliges Werk, dauernd in Kirchen und Versammlungen zu laufen und den Mann und die Kinder zu vernachlässigen und den Haushalt verkommen zu lassen. Nächstenliebe beginnt in der Familie und strahlt von da weiter aus.

Ich schließe mit einem Wort des Heilandes, das auf einem alten Papyrosfetzen steht, den man in dem britischen Museum in London aufbewahrt. Es lautet: „Lass' den Groschen in Deiner Hand warm werden, bevor Du ihn dem gibst, der Dich darum bittet.“ Darüber denkt nach, wie ich es getan habe, und danach handelt!

Anders, ganz anders.

Zwei Mönche waren Nachbarskinder und von frühester Kindheit an miteinander befreundet. Beide traten zugleich in dasselbe Kloster ein, und ihre Freundschaft wurde tiefer und fester, je länger sie lebten. Als sie alt wurden, sprachen sie oft vom Tode und vom Jenseits und überlegten miteinander, wie das Leben im Jenseits sich wohl gestalten würde. Darauf gaben sie sich ihr Wort, daß derjenige, der zuerst sterben würde, Gott um die Gnade bitten würde, dem zurückgebliebenen Freunde im Traum zu erscheinen und ihm zu erzählen, wie es im Jenseits wäre. Und dann kam die Stunde, wo der eine von ihnen heimgesufen wurde, und der andere betete jeden Abend, Gott möge es dem Verstorbenen doch erlauben, ihm im Traum zu erscheinen und ihm von der Herrlichkeit der Heimat da oben zu berichten. Es verging lange Zeit, da träumte der Zurückgebliebene, daß sein verstorbener Freund neben ihm an seinem Bette stand. Er richtete sich auf und rief dem Freunde entgegen: „Wie ist es da oben?“ und darauf antwortete der Verstorbene: „Anders, ganz anders.“ Der Schlafende erwachte und erkannte nun, daß wir es nicht ertragen könnten, wenn uns Auskunft gegeben würde über das himmlische Reich. Er gab sich zufrieden, dankte Gott und wanderte still und getrost seine Straße weiter, bis Gott auch ihn heimrief und ihn schauen ließ, was er glaubend und hoffend erahnt hatte.

Im Wartezimmer.

Meine lieben Altersgenossinnen, d. h. auch diejenigen, die noch unter 76 Jahren sind, Euch allen möchte ich heute einen herzlichen Gruß zurufen und Euch einmal ein paar kurze Worte über die Wartezimmer schreiben. Eigentlich müßte die Überschrift nicht lauten „Im Wartezimmer“, sondern: „Geduld ist Euch vonnöten“. Aber nun wollen wir das schon so stehen lassen. Was ein Wartezimmer ist, wißt Ihr alle, und wann man hingehet, wißt Ihr auch. Jedenfalls ist es keine Vergnügungsstätte. Man sitzt im Wartezimmer entweder mit Zahnschmerzen oder mit Kopfschmerzen oder mit dem Wunsch, eine Auskunft zu erhalten oder einen guten Rat; jedenfalls will man immer irgend etwas, wenn man in ein Wartezimmer geht. Und nun sitzt man da und wartet und wartet ganz geduldig, bis der Arzt uns hereinruft. Er fragt über alles Mögliche und verschreibt uns dann meist eine recht bittere Medizin, die sehr schlecht schmeckt. Wir gehen dankbar fort, lassen die Medizin herstellen und schlucken sie zwar unter Gesichterschneiden, aber doch in der festen Hoffnung, daß sie uns helfen wird. — Das sind die irdischen Wartezimmer. —

Nun aber gibt es noch ein Wartezimmer, in das Gott uns setzt, und es fällt mir immer wieder auf, wie ungeduldig wir Menschenkinder in diesem Wartezimmer sitzen, wie dumm wir uns benehmen, wenn Gott uns eine Medizin schickt, die bitter ist. Wollen wir uns das nicht einmal überlegen? Seht mal, Gott schickt doch nicht nur den einzelnen Menschen in so ein Wartezimmer, sondern oft ganze Völker, wie wir es im Laufe der Zeit vielfach beobachten konnten. Aber eines hat das Wartezimmer Gottes allen anderen voraus: Hinter der Tür zum Sprechzimmer sitzt nicht ein Mensch wie wir, mit allen irdischen Schwächen und Unwissenheiten, sondern der Vater im Himmel! Und das Allerherrlichste ist, daß dieser Vater im Himmel uns Menschenkindern das Recht gegeben hat, zu ihm zu beten und an seine Gnade zu glauben, und ich möchte jedem von Euch so recht ans Herz legen, von diesem Recht der Gnade Gebrauch zu machen. Die meisten von Euch werden es ja schon erfahren haben, welch eine Kraftquelle das stille Kämmerlein ist und die gebeugten Knie. Haltet an am Gebet und denkt an das herrliche Wort aus dem Römerbrief, das Paulus uns zuruft: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal und haltet an am Gebet!“ Und nun segne Gott Euch diese Gebete und gebe jedem viel Kraft, viel Geduld, viel Dankbarkeit und viel Treue, gerade ganz besonders in dieser Zeit, bis die Zeit erfüllet ist und seine Stunde gekommen.

Euch grüßt herzlich

Eure Altersgenossin

Frau Elise Schlichting-Köslin.

Schlaflose Nächte.

Es gibt neuerdings eine Bohnensorte, die führt den Namen „Korb-füller“ und ist sehr beliebt bei den Hausfrauen, weil sie besonders weich und zart und schmackhaft ist. Aber solche Korbfüller brauchen nicht immer Bohnen zu sein; auch ein Redakteur braucht Korbfüller. Da schreibt man einen Artikel und bekommt ihn zurück, weil hungernde Vögel im Sommer nicht vorkommen und es nicht saisongemäß ist, im Frühling von Kohlen-rechnungen und frierenden Kindern zu schreiben. Das muß eben alles seine richtige Ordnung haben; was für den Winter ist, für den Winter, und was für den Sommer ist, für den Sommer. Nun gibt es aber eins, was leider im Sommer und Winter gleich störend und unangenehm emp-funden wird, das sind schlaflose Nächte. Zu meiner großen Freude habe ich allerdings feststellen können, daß Menschen, die über dauernde Schlaf-losigkeit klagen, ohne daß es ihnen klar wird, doch einen Teil der Nacht ruhig und friedlich schlafen. Ich selber habe einmal diese Kontrolle bei mir ausgeübt. Es kam eine Zeit, wo meine Nerven mir nicht mehr parie-ren wollten und anfangen, sich einzubilden, sie könnten mich kommandieren, während ich doch fest entschlossen war, dieses Kommando selber in der Hand zu behalten. Ich glaubte, daß ich nächtelang nicht schlafen könnte. Da stellte ich in mein Schlafzimmer nahe an mein Bett eine große Stand-uhr, die mit wildem Schnarren ihre Schläge vorbereitete und alle halbe Stunde mir laut und deutlich zu verstehen gab, was die Glocke geschlagen hatte. Die ersten 2 Nächte hörte ich sie wirklich alle halbe Stunde schla-gen; in der dritten Nacht fiel es mir auf, daß ich zwischen 12 und 4 Uhr nichts schlagen hörte, und schließlich war ich beinahe beleidigt, als ich merkte, daß ich viel besser schlief, wie ich mir selber eingebildet hatte. Das ist mir eine gute Lehre gewesen, und ich kann nur empfehlen, dasselbe zu tun, besonders älteren und alten Leuten. Ich habe kürzlich meinen 77. Ge-burtstag gefeiert, gehöre also nicht nur zu den Alten, sondern zu den ganz Alten, liebe mein Bett zärtlich und finde es herrlich, abends noch einige Stunden wachzuliegen und sich wundervolle Sachen auszudenken. In der Phantasie mache ich große Reisen, erlebe schwere Gefahren, in denen ich natürlich immer der Lebensretter bin und der hilfsbereite, getreue Nach-bar und genieße die Phantastereien so, daß ich oft ganz traurig bin, wenn ich merke: nun schläfst du ein. Dann spreche ich mein Abendgebet; zunächst wohl immer ein freies Gebet und danach eines der Gebete, die meine Mutter uns lehrte: „Breit' aus die Flügelin beide“ oder „Müde bin ich, geh' zur Ruh“. Danach überkommt mich ein großer Friede und eine große Ruhe, und dann schlafe ich ein. Nun habe ich mir erzählen lassen, daß es Menschen gibt, die gar keine Phantasie haben und sich gar nichts aus-denken können. Die sollen meinerwegen in diesen stillen Stunden, bevor sie ihr Abendgebet sprechen, an die neuesten Moden denken oder an die besten Kochrezepte oder an die billigsten Einkaufsquellen. Das ist mir alles ganz einerlei, nur sie sollen nicht anfangen, sich darüber zu ärgern, daß sie nicht gleich einschlafen können. Dieser Ärger ist nicht nur überflüssig, son-dern in meinen Augen auch grober Unfug. Es gibt ja Menschen, die sich

darüber ärgern, daß die Rosen Dornen haben, während ich mich nur freue, daß die Dornenbüsche auch Rosen tragen, und damit, glaube ich, kommt man im Leben viel weiter. Wir machen uns ja gar nicht klar, wieviel Dank wir Gott schulden für all das, was er uns gab, und wenn wir als tiefstes inneres Erleben das Wort empfinden: „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über Dir die Flügel gebreitet!“, dann werden wir auch schlafen können.

Weißer Lilien.

Eine Kindheits Erinnerung.

Die Lieblingsblumen meiner Großmutter waren weiße Lilien, und sie wuchsen in ihrem Garten in einer solchen Pracht und solcher Schönheit, wie ich sie seitdem nie wieder gesehen habe. Wenn wir Kinder besonders artig gewesen waren, dann durften wir am Sonnabend zu ihr kommen; jeder von uns bekam 2 große Stiele mit Lilien, und die durften wir zu dem Küster bringen, der sie dann am Sonntag zum Gottesdienst in der Kirche auf den Altar stellte. Ihr starker Duft erfüllte das Gotteshaus, und ihre strahlende Schönheit leuchtete den Besuchern entgegen. Eine große Enttäuschung gab es für uns, wie wir nach 8 Tagen zum zweiten Mal Lilien für die Kirche hinbringen durften und dann am Sonntag bemerkten, daß die ersten Lilien, die wir zum Schmuck des Altars hingegeben hatten, verschwunden waren. Wir Kinder glaubten, daß Lilien, die auf dem Altar ständen, unverwelklich wären und das ganze Jahr hindurch blühen müßten. Tief enttäuscht gingen wir nach dem Gottesdienst zu meiner Großmutter und erzählten ihr von unserm Kummer. Darauf sagte sie uns: „Verwelkt sind die Lilien ganz gewiß nicht, auch heute noch nicht; aber in der Nacht nach dem Sonntag, an dem sie in der Kirche geblüht haben, schickt Gott seine Engel, die heben sie auf und bringen sie in den Himmel und stellen sie auf die Himmelswiese, wo sie in ewiger Schönheit zur Ehre Gottes prangen werden.“ Das leuchtete uns Kindern nicht nur ein, sondern wurde uns zu voller Gewißheit, und wie 8 Tage vergangen waren, stürzten wir wieder zu meiner Großmutter und hatten natürlich die Engel gesehen, die mit den Lilien im Arm zum Himmel flogen. Nur ein großer Streit war unter uns ausgebrochen: Ich hatte die Engel in weißem Gewande gesehen, mein Bruder in Hellblau, eine meiner Schwestern in Hellgrün, die zweite Hellrosa, und jeder beschuldigte den andern natürlich, daß er die Engel nicht richtig gesehen hätte. Aber auch da fand meine Großmutter eine Erklärung, die uns begeisterte und voll befriedigte. Sie sagte uns: „Damit Ihr erkennt, daß Gott in seiner großen Gnade und Liebe jedem seinen eigenen Engel schickt, der ihn beschützt und bewacht, haben die Engel verschiedene Gewänder an. Nun merkt Euch jeder seinen eigenen Engel, und wenn Ihr etwas tut, was nicht recht ist, dann denkt daran, daß dieser Engel neben Euch herschreitet, auch wenn Ihr ihn nicht sehen könnt, und sehr traurig ist und dann zurückfliegt in den Himmel und Gott von Euch erzählt. Wenn Ihr also, jeder seinen Engel, nicht betrüben wollt, dann

hemüht Euch, brav zu sein.“ Diese Engel spielten dann in unserm Leben eine große Rolle, und einer rief wohl manchmal dem andern zu, wenn er einen ganz großen Unfug machen wollte: „Du, laß das sein, sonst weint Dein Engel!“, und dadurch wurden wir vor mancher unrechten That bewahrt. Sicher haben wir damals öfter von den Engeln geträumt; denn sie waren uns so gegenwärtig und zu einer solchen Gewißheit geworden, daß ich noch heute als alte Frau von fast 78 Jahren mich manchmal bei der Idee ertappe: „Wird Dein Engel auch nicht traurig sein?“ Und dabei weiß ich doch längst, daß es nicht die Engel sind, sondern der Heiland, der traurig ist, wenn wir Unrechtes denken oder tun. Wohl den Kindern aber, die eine so gottesfürchtige Großmutter haben, die es so wundervoll versteht, sie auf Ewigkeitswerte aufmerksam zu machen in einer Form, die dem Verstande des Kindes klar wird und dem Kinde in Erinnerung bleibt.

Geborgtes Glück.

Solange wir Menschen jung sind, glauben wir, daß Glück Eigentum von uns ist. Erst wenn wir alt werden, erkennen wir, daß alles Glück nur geborgt ist. Es geht mit dem Glück wie mit Büchern aus einer Leihbibliothek. Wir lesen sie, haben unsere Freude an ihnen und müssen sie dann wieder zurückgeben. Können wir uns nicht ganz von ihnen trennen, dann wenden wir uns wohl an eine Buchhandlung, um das betreffende Buch zu kaufen, und bekommen dann oft die Nachricht: „Vergriffen, im Buchhandel nicht mehr zu haben. Ob eine Neuauflage erscheint, ist ungewiß.“ So ergeht es uns so oft im Alter mit Freuden und Glück, die uns Gott in seiner Gnade noch sendet. Wir bekommen Besuch von lieben, jungen Menschen, und wenn wir uns an sie gewöhnt haben, dann heißt es: „Nun muß ich wieder nach Hause.“ Oder wir vertrauen einem Menschen bedingungslos, und wenn wir erfahren, merken wir, daß alle Liebe, die er uns zeigte, doch letzten Endes nur Selbstsucht und Eigennutz war und daß wir betrogen wurden. Wenn wir dann abends still noch zu einer Stunde der Sammlung im dunkeln Zimmer sitzen und über das alles, was der Tag uns brachte, nachdenken und mit einer gewissen Bitterkeit und Verzweiflung uns sagen: „Alles nur geborgtes Glück!“, dann richtet sich unser Blick nach oben, die Hände falten sich still zum Gebet, und wir denken an das Wort des Heilandes: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ Und mit dieser Gewißheit und mit diesem festen Glauben ziehen dann ein großer Trost und eine große Freudigkeit in unsere Herzen ein. Wir erkennen die Wahrheit der Liedworte: „Der beste Freund ist in dem Himmel, auf Erden sind die Freunde rar.“ Aber welch eine Gnade von Gott für uns Menschen, daß wir diesen besten Freund haben dürfen, daß wir ihm uns nahe fühlen und daß wir bitten dürfen: „Herr, wenn Du durch unser Leben schreitest, dann gib uns die Möglichkeit, den Saum Deines Gewandes zu berühren, denn eine Kraft geht von Dir aus.“ Diese Kraft habe ich selbst so oft im Leben empfinden dürfen, und sie ist es, die ich nicht nur allen denen wünsche, die ich lieb habe, sondern jedem

meiner Volksgenossen. Wie oft wurde es mir klar, wie stark doch diese Kraft ist, wenn unsere protestantischen Geistlichen ihr Bekenntnis zu Gott und Gottes Wort ablegten und fest standen wie ein Fels im Meer. Es ist wirklich wahr, aus jedem harten Kampf erblüht uns ein inneres Glück, und das ist dann ein Glück, das kein geborgtes ist. Ob wir wohl immer dankbar genug sind, daß wir durch Gottes Wort diese Gewißheit jeden Tag von neuem bekommen? Instinktiv empfinden das gewiß Millionen; aber es ist doch gut, wenn man es sich einmal ganz klar macht und es in Worte faßt. So wünsche ich allen, daß sie zu der Erkenntnis kommen, daß irdisches Glück immer nur geborgtes Glück ist und Ewigkeitswert nur das Glück hat, welches wir durch unsern Glauben an die Gnade und die Liebe Gottes und unseres Heilandes genießen dürfen.

Denen, die Gott lieben.

„Was wollt Ihr eigentlich von mir? Ihr könnt unmöglich verlangen, daß ich glauben soll, die ganze Welt hätte den Verstand verloren! Um dieses Mordes willen Krieg? Ich glaube es nicht.“ — Es war am 30. Juli 1914 im Café Luitpold in München, wo sich ein Kreis junger Künstler täglich zusammenfand und wo man heute lebhafter wie in den letzten Tagen das Für und Wider des Krieges erwogen hatte. Erich Hübner sprang auf, seine Augen flammten, er warf den Kopf in den Nacken, und während seine nervige Künstlerhand den Stuhl ergriff und ihn fest auf den Boden stieß, rief er: „Und sollten sie es dennoch wagen — dann Gnade ihnen Gott.“ Mit kurzem Gruß verabschiedete er sich. Einen Moment blendete ihn draußen der helle Sonnenschein, und dann überkam ihn plötzlich ein merkwürdiges Gefühl; ihn fröstelte trotz der Glut, die in den Straßen herrschte. Er stutzte und blieb einen Moment stehen; aber dann straffte sich jeder Muskel seines jungen Körpers wie zur Abwehr, und mit elastischen Schritten ging er seiner Wohnung zu. Um 2 Uhr war die Schlusssitzung für das Porträt der Frau von S.; er mußte pünktlich sein. Wie er vor seiner Arbeit stand und das Bild mit dem Original verglich, war er nicht mit sich zufrieden. Hatte er denn über allem Arbeiten und Plaudern den Blick für die Seele dieser Frau verloren, die in ihren Augen lag? Oder hatten diese Augen sich bis heute verhüllt? Ein suchendes Sehnen sprach aus ihnen, etwas schreckhaft Scheues, und doch waren sie klar wie das Wasser eines Bergbaches! Er arbeitete schweigend weiter und merkte nicht, wie die Zeit verrann; erst wie die Schatten härter wurden, legte er den Pinsel fort.

Wie lebte er doch in seiner Kunst! Mit schönheitstrunknen Blicken umfing er die Welt, und das Leben und schöne Frauen zu malen, schien ihm wie ein Gottesdienst; in seinem Geschöpf verehrte er den Schöpfer. Früher saß er wohl oft noch sinnend vor seiner Arbeit, heute fehlte ihm die innere Ruhe. Er öffnete den Flügel in seinem Arbeitszimmer, und wie die Hände über die Tasten glitten, wurde er ruhiger, und träumend eilten seine Gedanken zurück in die Zeit seiner ersten Kindheit. Ihm selber kaum

bewußt, spielte er die Wiegenlieder, mit denen seine junge Mutter ihn in den Schlaf sang. Er hatte solch sonniges Zuhause gehabt; der Vater war Maler wie er und die Mutter musikalisch hochbegabt. Keinen von ihnen hatte er jemals traurig gesehen, bis zu dem schrecklichen Tage, wo der Vater ihn ans Bett der Mutter führte. Da lag sie starr und bleich, die schönen Augen für immer geschlossen, und in ihren Armen ruhte ein winziges Kindlein, ein Schwesterchen, das der Mutter das Leben gekostet hatte und ihr schnell gefolgt war. Von da an sah er den Vater nie mehr lachen, er wurde langsam blasser und sein Atelier betrat er kaum mehr. Dann trug man auch ihn heraus und bettete ihn neben Frau und Kind. „Es hat ihm das Herz gebrochen“, sagte die alte Dienerin. Was das bedeutete, begriff er nicht, und wie er es verstand, da konnte er schwer daran glauben. Was wußte er von dieser großen, starken Liebe, die zwei Menschen verbindet, und die denjenigen langsam verbluten läßt, der einsam zurückbleiben muß? Für ihn war der Begriff der Liebe ein pendelndes Sichfreuen an der Frau, wie an einer Blume, und ein Weiterschreiten auf dem Lebensweg, ohne zurückzublicken. Seine strahlenden blauen Augen, die so merkwürdig mit dem schwarzen Haar kontrastierten, hatten manches Mädchenherz entzündet. Er selber hatte dabei niemals etwas anderes empfunden, wie eine flüchtige Neigung. Lachend und scherzend schritt er weiter. — Nach dem Tode der Eltern kam er in die Familie eines Lehrers, eines feinsinnigen älteren Mannes, der mit seiner klugen, guten Frau in kinderloser Ehe lebte. Hier wurde er wie ein eigenes Kind erzogen und vermüßte die Eltern nicht, auf die er sich kaum besann. Das Lernen wurde ihm leicht; spielend ging er durch die Schule, und lange schwankte er, ob er sich der Musik oder der Malerei widmen sollte. Da zeichnete er einmal halb im Scherz die Porträts seiner Pflegeeltern, und wie der alte Herr die Bilder mit an seinen Stammtisch nahm und einigen namhaften Künstlern zeigte, da war Erichs Schicksal entschieden. Die Malerei wurde ihm die hehre Göttin seines Lebens, die Musik der Weihrauchduft, in den er sie anbetend hüllte. Und nun begann für ihn ein Wanderleben, um die Kunst der alten Meister kennenzulernen. Florenz hielt ihn mit tausend Bänden, und in Rom glaubte er, daß er sich nie mehr von dort trennen könnte. Jahrelang war er unterwegs, und doch zog es ihn immer wieder mit allen Fasern seines Herzens in die Heimat zurück. Erfüllt von allem Schönen, das er gesehen, begeistert von der Kunst, kehrte er heim. An einem trüben Novemberabend kam er in München an; den ersten Moment war er enttäuscht, aber wie er die hierherlichen Gesichter der Diensteute und Kutscher sah und die heimischen Laute sein Ohr trafen, da hätte er fast laut aufgejubelt, und als er dann im Hofbräu den ersten tiefen Zug aus seiner „Maß“ getan — ja, da hätte er nirgends auf der Welt sein mögen, wie gerade hier; München war seine Heimat, hier lagen die Wurzeln seiner Kraft. Er hatte gleich mit seinem ersten Porträt, das er ausstellte, Glück. Es war ein Schlager, wie sich die Kollegen ausdrückten, und schnell wurde sein Name bekannt, und er hatte fast mehr Aufträge, wie er ausführen konnte. Durch das Vermögen der Mutter war er finanziell unabhängig, und so genoß er das Leben wie köstlichen Wein.

Über seinem Spiel vergaß er die Zeit; da trat der Diener leise herein und legte die Abendzeitung auf den Tisch. Sofort sprang er auf und in atemloser Spannung las er den Depeschenwechsel der Monarchen und fühlte wieder das leise Frösteln wie in der Mittagsglut auf der Straße. — Der nächste Tag war voller Spannung; an Arbeit dachte niemand mehr, und heimlich ging jeder daran, seine Ausrüstung in Ordnung zu bringen. In fieberhafter Eile ordnete Erich seine Sachen, traf leztwillige Verfügungen und packte seinen Koffer. Er wußte jetzt, es gab für Deutschland kein Zurück mehr. Abschiednehmend durchschritt er noch einmal seine Wohnung. Lange stand er sinnend in seinem Atelier. Sollte es das Schicksal wollen, daß er als Krüppel zurückkäme — malen würde er immer noch können und müßte er's lernen, den Pinsel mit den Zähnen zu halten; seine Kunst blieb ihm und nun — voran!

Die glühende Begeisterung riß ihn mit fort; er sang und jubelte mit den Kameraden und wurde mit ihnen still und fest, wie sie in Feindesland kamen. Wie grausam war der Krieg! Ob er wohl jemals wieder lachende Frauen malen könnte? Zuerst würde er gewiß Jahre gebrauchen, um sich all dies Elend, all diesen Jammer vom Herzen herunterzumalen, das ihn so ganz erfüllte und so schwer auf ihm lastete. Allmählich fing er an, sein Skizzenbuch wieder hervorzuholen. Kam einmal ein stiller Tag, dann füllte er die Blätter mit Bildern. Er zeichnete den charakteristischen Kopf eines Landwehmannes mit stahlhartem Zug um die festgeschlossenen Lippen und daneben das fast Knabenhaft weiche Gesicht eines jungen Freiwilligen, in den Augen das schreckhafte Staunen über die harte Wirklichkeit des Krieges.

In sieghaftem Vordringen hatte das Regiment Belgien kämpfend durch-eilt. Manch jungen Kameraden hatte man unter den grünen Rasen-ge-bettet und mit ihm ruhte sein Hoffen und Wünschen, sein Träumen und Stürmen im schlichten Soldatengrabe in Feindesland. Weiter mußte die Truppe, keinen Blick zurück, die Augen suchten den Feind und in weiter, weiter Ferne den Frieden und die Heimkehr. In einer kleinen Stadt an der französischen Grenze kam Befehl zur Rast, bis die neuen Reserven ein-getroffen und das Regiment wieder in voller Kriegsstärke den anderen folgen konnte. Kaum in Ruhe, begann man in jugendlichem Übermut die Stunden zu genießen. Wein und Speisen wurden requiriert, und wie die Keller geleert waren, beschlossen die jüngeren Offiziere, einen Besuch bei dem Geistlichen des Ortes zu machen, in der festen Überzeugung, von den guten Tropfen bei ihm die besten zu finden. Ein würdiger alter Herr mit weißem Haar und milde blickenden Augen empfing sie und lud sie in sein Studierzimmer; er sprach sie in reinstem Deutsch an und plauderte mit ihnen, als wären sie liebe, längst erwartete Gäste. Viele von ihnen hatte er schon in der Kirche gesehen, und ein junger Kapellmeister, der unter ihnen war, begeisterte sich für den wundervollen Klang der Orgel. Der alte Herr war in Deutschland erzogen und begriff nicht den Haß der Nationen. Er liebte die Musik über alles, und wie die Herren ihn baten, ihnen auf seiner Hausorgel etwas vorzuspielen, da standen sie einen Mo-ment wie erstarrt — die Nacht am Rhein brauste in vollen Akkorden durch den Raum, und bald sangen sie dies deutsche Trutzlied voller Begeisterung

mit ihren hellen jungen Stimmen. Auch mit dem Wein wurden sie nicht enttäuscht. Die Gläser klangen aneinander, und „auf baldigen Frieden“ stießen sie mit ihrem Gastgeber an. Dann wurde verabredet, in der Kirche ein Konzert zu geben. Es fanden sich verschiedene Künstler, die mitwirkten, und am zweiten Abend nach ihrem Besuch waren sie alle in der Kirche, die die Menge der Zuhörer kaum zu fassen vermochte. Vorne im Schiff des kleinen Domes saßen unsere Feldgrauen, hinter ihnen die Einwohner der Stadt. Neben dem Altar hatte der Regimentsstab sich Plätze reservieren lassen, und unter ihnen sah man den alten Pfarrherrn. Es fiel auf, daß er im Talar und Chorrock war. Wie der letzte Ton verhallte, stand er auf und sprach flüsternd mit dem Kommandeur des Regiments, der etwas erstaunt zu ihm aufsaß und dann nickte. Da trat der greise Priester vor den Altar, er beugte die Knie, schritt die Stufen empor und öffnete das Tabernakel; die seidenen Vorhänge schlug er zurück, nahm die Monstranz heraus und sie erhebend, segnete er mit dem Zeichen des Kreuzes die in stummer Andacht harrende Gemeinde; Freund und Feind, für ihn waren sie alle Gotteskinder.

Schnell waren die wenigen Tage der Ruhe verfloßen. Neu gestärkt und voll frischen fröhlichen Mutes zog das Regiment weiter dem Feinde entgegen. Es folgten schwere Wochen; die Verluste waren groß und die Anstrengungen fast übermenschlich. Oft waren trockenes Kommißbrot und eine Rübe von den Feldern die einzige Nahrung am Tage, und wenn abends die Feldküchen das Essen verteilten, schlief mancher ein, bevor er die warme Suppe ausgelöffelt hatte. Erichs durch Sport gestählter Körper ertrug die Strapazen leichter, wie er geglaubt. Bisher war er gesund und unverwundet, obgleich manche Kugel dicht neben ihm einschlug. In einem Nachtgefecht aber fühlte er plötzlich einen scharfen Schlag am Oberarm, und bald sickerte Blut aus dem Armel und der Arm fiel kraftlos herunter. Er warf sich auf den Boden, kroch langsam hinter einen kleinen Mauerrest, den er als Deckung benutzte, und kaum dort angelangt, umfing eine tiefe Ohnmacht seine Sinne. Wie er erwachte, lag er auf einer Bahre, und bald darauf wurde er auf dem Verbandspfad untersucht. Die Verwundung war nicht so leicht, wie er zuerst geglaubt, aber der Verband linderte die Schmerzen und nach einigen Tagen rollte er in einem Lazarettzug der Heimat zu. In Darmstadt nahm ihn ein Reservelazarett auf. Er lag allein in einem kleinen Zimmer, ein Sanitäter brachte ihm die erste Erfrischung, und dann öffnete sich die Türe und ein großes blondes Mädchen mit der Haube der Johanniterschwestern trat an sein Bett. Ohne ein Wort zu sagen, strich sie leise über sein Haar und ordnete die Kissen. Wie tiefer, weicher Glockenton schlug ihre Stimme an sein Ohr, als sie ihn fragte: „Tut es noch sehr weh? Liegen Sie auch bequem? Ich bin Schwester Maria und werde jetzt für Sie sorgen.“ Und wie sorgte sie für ihn; mit nie ermüdender Geduld suchte sie jeden seiner Wünsche zu erfüllen, und immer wußte sie ihm durch irgend eine Aufmerksamkeit eine Freude zu bereiten. Fast jeden Morgen stellte sie „ein Stückchen Garten“, wie sie es nannte, an sein Bett; einmal eine einzelne, besonders schöne Blüte, den nächsten Tag einen grünen Zweig oder wieder ein andermal einige Feld-

blumen; und immer erzählte sie mit ihrer melodischen, einschmeichelnden Stimme eine kleine Geschichte dazu, wo sie die Blumen gefunden, wie sie die Blüte aus dem Kreise der Geschwister entführt, die nun gewiß traurig wären, vielleicht aber auch ein ganz klein wenig neidisch, daß sie nicht auch einem feldgrauen Freunde machen durften. Besonders gerne hörte er zu, wenn sie von den Wiesenblumen erzählte, wie die Glockenblumen so eifrig geläutet hätten, daß sie gar nicht an ihnen vorübergehen konnte, oder wie das Gänseblümchen sich so rechte, um gesehen zu werden, daß es auf seinem dünnen Stielchen fast das Gleichgewicht verlor. Die Stiefmütterchen hätten sie ganz traurig angesehen und dann richtig gelächelt, wenn sie sie pflückte, und das Wiesenschaumkraut raschelte so laut mit seinem rosa-seidenen Röckchen, daß es unmöglich war, an ihm vorüberzugehen. Am energischsten wären aber die grauroten Lammerschwänzchen, die hätten ihr mit dem kleinen dicken Fingerchen direkt auf die Stiefel geklopft und ganz einfach gerufen: „Ich will mit! Ich will mit!“ Und nun gar der grüne Lindenzweig, der heute in dem hohen Feldglas stand, was hatte der alles zu erzählen. Von Kindern, die in seinem Schatten spielten, vom heimlich geraubten Kuß der jungen Liebe und von den Alten, die den Feierabend des Lebens ruhig plaudernd und in Erinnerungen sich verlierend auf der Bank zu seinen Füßen ruhten. Das alles erzählte sie ihm, und Erich lag still und lauschte und ihn dünkte, es könne nichts Schöneres geben. Sein Ohr sog den Ton ihrer Stimme ein, wie ein köstliches Lied, und sein Zimmer war ihm dunkel und leer, wenn sie nicht bei ihm war. Welch unfreundliches Spiel der Natur, daß sie so unregelmäßige grobe Züge hatte. Aus ihren Augen strahlte unendliche Güte und ihr volles blondes Haar entzückte sein Künstlerauge, aber sie malen — nein, das hätte er nicht gemocht. Egoistisch wie ein verzogenes Kind nahm er mit vollen Händen und war fast ärgerlich, daß sie nicht auch noch schön war. Dann — ja dann.

Inzwischen hatten sie sich näher kennengelernt, und in ihren Freistunden, die sie ihm widmete, erzählte sie ihm von ihrem Elternhaus. Ihr Vater war Pfarrer im Schwarzwald und sie das einzige Kind. Nach langem Bitten hatte sie es erreicht, daß sie Musik studieren durfte. Sie wollte Konzertsängerin werden, und viele der Lieder, die sie sang, waren eigene Kompositionen. Kurz vor Beendigung ihres Studiums kam der Krieg, und da vergaß sie alles und eilte fort, um auch an ihrem Teil zu helfen, Schmerzen zu lindern und durch treue Fürsorge denen zu danken, die da draußen in Qual und Not für ihre Heimat kämpften. Auch er erzählte ihr von seinem Leben, und leise, ganz leise spann die Liebe ihre Zaubersäden zwischen ihren Herzen. Wohl empfand sie, daß in ihr etwas anders wurde, aber sie redete sich ein, es wäre mütterliches Mitleid, und wenn sie zu den Betten der anderen Verwundeten ging, dann war ihr Herz noch so erfüllt von dem einen, daß sie mit vollen Händen von den Schätzen geben konnte, die sie bei ihm empfangen hatte. Anders war er; wohl fühlte er den Zauber ihrer Persönlichkeit, aber der Künstler in ihm wehrte sich gegen den Mangel an Ebenmaß in ihren Zügen, und wie es zum Abschied kam, da fand er warme Worte der Dankbarkeit für die Schwester Maria, aber

das eine Wort, nach dem sie sich sehnte, wie ein Verdurstender nach der Wasserquelle, das Wort fand er nicht, und still und tapfer ging sie ihren Weg, einsam, ach, so einsam, seit er nicht mehr der Mittelpunkt ihres Sorgens und ihrer Gedanken war.

Erichs Regiment lag in Ruhestellung in einer kleinen französischen Stadt, die wenig von den Schrecken des Krieges gesehen hatte. Jubelnd begrüßten ihn die Kameraden und feierten mit einem Liebesmahl seine Genesung. Seine Wohnung lag in einer kleinen Villa mitten in blühenden Gärten, deren Eigentümerin die Witwe eines französischen Offiziers war, der nach kurzer, wenig glücklicher Ehe einige Jahre vor dem Kriege starb. Mit neugierigen Blicken betrachtete sie den ihr aufgedrungenen Gast, aber schon nach wenigen Tagen begrüßte sie ihn, wenn er durch den Garten ging und stellte ihm Rosen ins Zimmer, um ihn zu erfreuen; und bald erwartete sie ihn, wenn sie wußte, wann sein Dienst beendet war, und dann gab es ein Her und Hin von Neckerei und Scherz, und ihre dunklen feurigen Augen strahlten ihm entgegen. In ihrer lebhaften, geistreichen Art wußte sie sein Interesse zu erwecken und fesselte ihn mehr, wie er sich eingestehen wollte. Jede freie Stunde verbrachte er in ihrer Gesellschaft, und sein Skizzenbuch füllte sich mit ihren Porträts. Die Grazie ihrer Bewegungen, der wechselnde Ausdruck ihres feinen, rassistigen Gesichtes reizte ihn zu immer neuen Versuchen, ihr Wesen in seinen Bildern zu verkörpern. Wie schnell hatte er doch Schwester Maria vergessen, deren stille, feine Art ihm jetzt wie nonnenhafte Prüderie erschien. Das Temperament der Französin riß ihn fort, und ihre sprudelnde Lebhaftigkeit wirkte auf ihn wie ein berauscherender Trank. Fast hatte er vergessen, daß sie die Tochter seiner Feinde war, und er spielte mit dem Gedanken, sie dauernd an sich zu fesseln, da griff das Schicksal mit rauher Hand ein; der Marschbefehl kam unerwartet! Nach stürmischem, heißem Abschied riß er sich los und zog mit der Truppe neuen Kämpfen, neuen Gefahren entgegen. Noch dachte er oft an sein Erlebnis und träumte davon, wenn er im Feldquartier die müden Glieder streckte; aber so wie ein Meteor aufleuchtet und erlischt, ohne eine Spur zu hinterlassen, so erlosch die Flamme der Leidenschaft und er fühlte fast etwas wie Beschämung, wenn er an die Tage in N. zurückdachte und bemühte sich, sie zu vergessen.

Alle Schrecken, alles Grauen des Krieges lernte er kennen, aber auch all das Heldenhafte und Große, was in der Natur des Deutschen geschlummert hatte und sich nun entfaltete. Manchen Zug von Menschlichkeit und Herzengüte konnte er beobachten, wenn der verwundete Deutsche dem sterbenden Feinde den letzten Schluck aus der Feldflasche auf die fieberheißen Lippen tropfte oder den dichtesten Kugelregen nicht scheute, um seinen verwundeten Offizier zum Verbandsplatz zu schaffen. Wie litt sein Künstlerauge beim Überschreiten des Schlachtfeldes, und wie bäumte sich alles in seiner sensiblen Seele auf, wenn er dies Morden sah; Menschen, die sich nicht kannten, die sich nie etwas zuleide getan, vernichteten sich im glühenden Haß der Nationen gegeneinander, aufgepeitscht von Englands Herrschsucht. Und wie lange sollte es noch dauern? Wieviel

Ströme von Blut sollten noch fließen, bis ein Ende kam? Er ballte die Faust und fluchte Englands Ehrgeiz.

Viele Monate waren vergangen, kurze Ruhepausen wechselten mit langen Kampfperioden, und schon seit Wochen stand das Regiment mit in dem heißen Ringen um die feste Verdun. Unsere Truppen hatten einen neuen Sturmangriff gemacht, er war in erster Linie, da — ja, was war gewesen? Er konnte sich nie darauf besinnen, so oft er auch später versuchte, sich die Bilder ins Gedächtnis zurückzurufen, nicht einmal die Kugel hatte er gefühlt; wie furchtbar mußte der Schlag gewesen sein, der ihm sofort die Besinnung raubte. Erst später, viel später erzählte man ihm, wie lange er in völliger Bewußtlosigkeit im Lazarett gelegen hatte, und daß nur sein starker junger Körper den Tod von seinem Lager scheuchen konnte. O, hätte man ihn sterben lassen, was sollte ihm dies Leben, ein Leben ohne Licht, ohne Sonne, ohne Schönheit. Es war ein graufiges Erwachen; zuerst war er noch in halber Betäubung; er fühlte den Verband um Kopf und Augen, doch kraftlos sauf der Arm herunter und er lag weiter ohne die Fähigkeit zu denken und aus seinen Beobachtungen Konsequenzen zu ziehen. Aber dann kam ein Tag, wo er sich stärker fühlte und bat, ihm die Binde von den Augen zu nehmen. Da erfaßte der Arzt fest seine beiden Hände, und dann sagte er ihm das Unfaßbare — blind für immer. Er hatte wohl noch einmal das Bewußtsein verloren, aber das Erwachen kam und mit ihm die namenlosen Qualen und das wilde Sich-aufbeugen gegen sein Geschick. Sein erster Gedanke war, ein Ende machen! Er flehte, er bettelte, er verlangte nach Morphium; nur nicht leben müssen, nicht so leben müssen. Er wollte sterben und sann und sann, wie er es erreichen könnte, sich fortzuschleichen aus einer Welt, die er haßte und die ihm nichts mehr zu bieten vermochte. Den Stunden wildester Qual folgten Tage der Ermattung und dumpfen Brütens. Immer wieder fragte er: „Weshalb?“ Diese gefährlichste aller Fragen, die wir tun können, wenn ein schwerer Schicksalschlag uns trifft, die uns den Mut raubt und uns in der Irre umhertreibt, weil unser Verstand dies „Weshalb“ nie wird ergründen können. Erst wenn wir uns durchgerungen haben zu dem „Wozu, mein Gott“, erst dann beginnen wir einen Weg zu suchen, um das „Wozu“ zu erkennen, und wohl dem, der dann den rechten Weg findet und ihn weiterwandert bis zum Ziel, auch wenn es ein Dornenweg ist. Sich selbst vergessen, sich innerlich loslösen von allen Nichtigkeiten des Lebens, die uns oft sehr wichtig erscheinen, und versuchen, anderen etwas zu sein, ihnen zu geben von dem Besten, das wir selbst aus einer höheren Hand empfangen — sollte das nicht bei allen Leiden das „Wozu“ sein, zu dem sie uns geschickt wurden und uns erziehen sollen? Oft rang er die Hände und fluchte seiner Hilflosigkeit, er, der sich nie hatte von jemand helfen lassen, der selbst von seinem Burschen nicht die kleinen Dienste duldete, durch die andere Offiziere sich so gerne verwöhnen lassen. Weder durch Liebe, noch durch Strenge konnten der Arzt und seine Pflegerin etwas bei ihm erreichen. Da kam man überein, ihn sich selber zu überlassen. Er mußte den Kampf kämpfen, er ganz allein, und wenn er Sieger blieb, dann würde er geläuterter wie viele andere aus diesem Kampfe hervor-

gehen, wenn nicht — dann zerschellte sein siecher Körper an der Mauer seines Geschicks. Allmählich wurde er matter, die Nerven erschlafften, und stundenlang verbrachte er die nächste Zeit in stumpfem Brüten. Dem wilden Sturm folgte bleierne Stille. Nur allmählich stellte sich sein Denkvermögen ein, und damit tauchten Bilder der Vergangenheit in seinem Gedächtnis auf und fingen an, ihn zu beschäftigen. Er lauschte in sich hinein und erinnerte sich hier eines Menschen, dort einer Begebenheit oder eines Wortes. Auch Melodien zogen an seinem inneren Ohr vorüber. Seitdem fühlte er sich nicht mehr so vollkommen vereinsamt, so ausgeschlossen vom Leben. Ihm selber unbewußt, hatte er den ersten Schritt zur Genesung getan, das Band wieder angeknüpft, das ihn mit dem Leben verband. Der Lebenswille regte sich in ihm, und wenn er auch alles von sich wies, was von außen an ihn herantrat, im Herzen fing er an, aus dem Schutt und den Trümmern der Vergangenheit die Steine herauszusuchen, die ihm den Lebensstempel der Zukunft bauen sollten. Naturgemäß weilten seine Gedanken besonders viel bei den letzten Eindrücken, die er noch in sich aufgenommen hatte. Vom Tage der Kriegserklärung bis zum Moment der Verwundung durchforschte er seine Erlebnisse. Da besann er sich, wie er im Lazarett in Darmstadt nach einem Verbandswechsel große Schmerzen hatte und ungeduldig und unfreundlich Schwester Maria flagte. Wie war nur das Wort, das sie ihm damals sagte! Ob er es wohl noch zusammenfände? Er besann sich, daß sie mit ihrer schlanken Hand ihm leise und beschwichtigend die Haare aus der Stirne strich wie einem verzogenen Knaben und sagte — doch, er besann sich, es hatte ihn damals so eigen berührt, das Wort: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen!“ Was meinte dieses Wort? Wer war Gott? Dieser Gott, den man lieben sollte und der doch so furchtbares geschehen ließ! Ein harter, strafender Gott, aber doch kein Gott der Liebe! Energisch wies er weiteres Nachdenken darüber von sich. Wozu sich den Kopf zerbrechen über eine Sache, die absurd ist. Die ganze Religion war etwas für Kinder oder alte Frauen. Über die Lehren der großen Philosophen wollte er Vorträge hören und sich dann eine Lebensphilosophie schaffen, die ihm das Leben wieder lebenswert erscheinen ließ. Diesen Plan baute er aus, an dem wollte er festhalten.

Am nächsten Sonntag kam ein feldgeistlicher ins Lazarett und sprach über das Evangelium vom verlorenen Sohn. Er sprach ganz einfach, aber mit fast flehender Eindringlichkeit und tief ergreifend. Erich saß und lauschte; Gott ein Vater und er sein Kind; „ich will mich ausmachen und zu meinem Vater gehen“. Das klang nach Heimat, nach Ausruhen, nach Frieden. Ein sturmgeprüftes, müdes Kind, das heimkehrt ins Vaterhaus. Wie schön müßte das sein; und der dies Gleichnis erzählt hatte, Jesus, der Heiland, hatte er nicht, wie wir, alle Qualen, alle Schmerzen, alle Versuchungen des Erdenlebens kennengelernt? Und war er heimgekehrt, um uns zu sagen: ich gehe nur voran, Euch die Stätte zu bereiten? — Mit gespannter Aufmerksamkeit war er der Predigt gefolgt, und unwillkürlich dachte er an einen Kameraden, den fröhlichsten und besten von ihnen allen, der jeden Abend seine Bibel las und den er einmal heimlich belauscht

hatte, wie er mit gefalteten Händen und verklärtem Blick in einer kleinen Kapelle kniete und betete. Er selber hatte nie gebetet! Wie machte man das? Ob er es einmal versuchte, sich näher mit diesen Ideen zu beschäftigen und sich in sie zu vertiefen? Abends im Bett durchdachte er alles noch einmal und dann sagte er: „Du Gott da oben, wenn Du etwas für uns vermagst, dann laß mich finden, was mein Leben ausfüllt, und ich gelobe Dir und will Dir's danken.“ Das war sein erstes Gebet und es war, als hätte es ihm innere Ruhe gegeben. Er wollte abwarten und sich dann entscheiden. In diesem Entschluß zu warten, schlief er ein, und zum ersten Mal erfrischte ihn ein traumloser, tiefer Schlaf.

Der nächste Morgen brachte ihm Briefe von Freunden und Bekannten, die ihm die Schwester vorlas. Er diktirte ihr die Antworten und zum Schluß einen kurzen Brief an Schwester Maria, in dem er ihr von seiner schweren Verwundung berichtete. Er zählte die Tage, bis er ihre Antwort haben konnte und während er an sie dachte, stand ihr Bild vor seinem geistigen Auge. War dies Bild nicht anders, wie er es damals in Wirklichkeit erschaut? Hatte er sie damals nicht häßlich gefunden, mit groben, unregelmäßigen Zügen? Und jetzt lag eine Verklärung über ihrer ganzen Erscheinung, die ihn tief ergriff. Hatte er erblinden müssen, um sie zu sehen, wie sie wirklich war? Oder war in seinem Herzen etwas für sie erwacht, etwas Wunderbares, Großes, etwas, das ihn weich und sehnsüchtig stimmte? Damals, ja damals hätte er sich wohl um sie bewerben dürfen, heute wäre es ein Verbrechen gewesen, eine Selbstsucht ohne gleichen. Nur nicht daran denken, sich nicht in Versuchung bringen.

Wie lange es doch dauerte, bis ihre Antwort kam; was würde sie wohl schreiben? Oder ob sie ihn vergessen hatte? Bei dem Gedanken suchte er zusammen und mußte sich doch sagen, daß er es verdient hätte.

Am einem sonnigen Morgen hatte man ihn schon früh in den Garten geführt. Die Vögel sangen und zwitscherten um ihn her und die Blumen dufteten fast betäubend. Am diesem Morgen kam nur ein Brief und der war von Schwester Maria. Sie schrieb nur wenige Zeilen. Von seiner Verwundung hätte sie vor längerer Zeit von Kameraden gehört und viel an ihn gedacht; und dann fuhr sie in fast mütterlichem Tone fort, daß er tapfer sein sollte und stille werden und in sich hineinlauschen auf das Klingen und Singen in seinem Innern, bis er die Melodien festhalten könnte, um sie den Menschen zu schenken zur Erbauung und Freude. Zum Schluß fragte sie noch, wohin er zunächst zu gehen gedenke. — So ruhig war der Brief, so klar. Sollte er sich damals doch geirrt haben, wie er glaubte, daß sie ihr Herz ihm zugewandt? Wer kennt die Frauen!

In sich hineinlauschen sollte er. War da nicht alles leer und tot? Versuchen wollte er es, er wollte einmal ganz stille sein und sich sammeln. Sollte die Musik nicht doch einen vollen Lebensinhalt ihm geben können? Er hatte ja schon einmal daran gedacht, sich ihr zu widmen. Dann würde sein Leben ja nicht mehr arm und nutzlos sein; es gehörte wieder der Kunst, der hehren Göttin, die anzubeten er so bereit war. Beten — er hatte zu Gott nur einmal gebetet und an dieses Gebet mußte er plötzlich

denken. Sollte ihm so Erhörung geworden sein? Es war ein Zufall — nein! Er hatte Gott gelobt, ihm zu danken, wenn er ihm hülfel! Nun wollte er sich nicht feige und hinterlistig hinter dem Vorhang „Zufall“ verkriechen. Ehrlich, wie er gebetet, wollte er danken und ehrlich versuchen, Gott zu finden, aber wer sollte ihm Führer sein! Schwester Maria und immer wieder Schwester Maria. Weshalb denn gerade sie?

Die nächste Zeit beschäftigte er sich in seinen Gedanken viel mit diesen Dingen. Er fing an, sich nach Musik zu sehnen, und die Tage gingen ihm schnell dahin. Der Arzt sagte ihm, daß seiner Entlassung aus dem Lazarett nichts mehr entgegenstehe. Teils freute er sich darauf, herauszukommen, teils bangte er vor dem Wiedereintritt in die Welt, die ihn seine Hilflosigkeit nur noch empfindlicher fühlen lassen würde. Aber er mußte sich aufraffen, er mußte wieder lernen, zu wollen. Ein „Stirb und Werde“ mußte er erleben. Die Vergangenheit war tot, die Zukunft gehörte ihm und er wollte sie nutzen. Aber wohin zunächst? Er schrieb an Schwester Maria und bat um ihren Rat, und diesmal kam die Antwort umgehend. Sie riet ihm, nach Darmstadt zu kommen; einer ihrer Verwundeten wäre infolge einer Beinverkürzung dienstuntauglich. Er war vor dem Kriege Diener und würde jetzt gerne zu ihm kommen und ihn pflegen. Charakter und Herzensbildung dieses Mannes wären von seltener Art. Auch eine passende Wohnung hätte sie gesehen, eine Villa in einem großen Garten mit sonniger Terrasse und Musikzimmer. Er würde sie für einige Monate mieten können, da der Besitzer im Felde stände. — Was sie ihm aber nicht schrieb, war, daß sie als Schwester ihren Abschied eingereicht hatte, um in seiner Nähe zu bleiben, wohin er auch gehen möge. Mehrmals mußte ihm die Pflegerin den Brief vorlesen, und dann schrieb er Schwester Maria nur zwei Worte: „Ich komme“. Wozu auch mehr, alles andere wußte sie ja. Seine Pflegerin brachte ihn nach Darmstadt; auf dem Bahnhof erwartete ihn der Diener, der mit großem Takt seine Führung übernahm und ihm von dem „gnädigen Fräulein“ erzählte, die alles so schön hergerichtet und die Wohnung so voll duftender Blumen gestellt hätte, daß man ganz froh würde von all dem Wohlgeruch. Der Wagen, der ihn vom Bahnhof abgeholt hatte, hielt, und da fühlte er seine beiden Hände ergriffen und eine tiefe, weiche Stimme sagte: „Mein lieber Freund, Gott segne Ihre Heimkehr!“ Auf der Terrasse trank sie mit ihm den Tee, und dann geleitete sie ihn zum Flügel und bat ihn, zu spielen; leise, wie streichelnd, glitten seine Hände über die Tasten, und dann klang die fast überirdisch große Musik des Parzifal durch den stillen Raum. Während er spielte, ging sie leise hinaus.

In den Wochen, die nun folgten, wurde Maria der Mittelpunkt seines Daseins. Er begleitete sie, wenn sie sang und komponierte ihr die Lieder, die sie besonders liebte. Sie sprach viel mit ihm von seiner Zukunft und lehrte ihn, wieder an sie zu glauben. Alles sah er durch ihre Augen und sah es so klar, als ob er es in Wirklichkeit selber sähe. Sie las ihm gute Bücher vor, die ihn zwangen, nachzudenken, und machte ihm die Bibel* lieb, in der sie immer die Abschnitte auswählte, die ihm Lehre und Trost wurden. Ob er es gar nicht fühlte, wie sie bei alledem innerlich litt?

Sie liebte ihn mit der ganzen Kraft ihrer jungen, starken Seele, und er — was war sie ihm? Sie merkte nichts von dem harten Kampf, den er gegen seine Liebe kämpfte. Er konnte, er durfte sie nicht an sich fesseln, und doch vermochte er nicht mehr ohne sie zu leben. Allmählich fiel es ihr auf, daß er schmäler und blasser wurde; seine Hand zitterte, wenn er sie ihr zum Abschied reichte, und sein Gang wurde müde und schleppend. Endlich hatte er sich zu dem Entschluß durchgerungen, sich von ihr zu trennen und nach München zurückzukehren. Sie hatten einen Waldspaziergang gemacht und ruhten aus. Keiner von ihnen sprach, und die Wipfel der alten Bäume rauschten leise über ihren Häuptern. Nach kurzem Schweigen teilte er ihr seinen Entschluß mit. Das kam so plötzlich für sie, war so erschütternd, daß sie die so mühsam bewahrte Selbstbeherrschung verlor und laut aufschluchzte. Da vergaß er alles und schloß sie in die Arme und kniete vor ihr und legte den Kopf in ihren Schoß, und sie küßte seine armen blinden Augen.

In der kleinen Dorfkirche ihrer Heimat wurden sie von ihrem Vater getraut. Er sagte ihnen ungergeßliche Worte über den Text, den Erich gewählt hatte: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen!“ Mit dem Segen der Eltern zogen sie hinaus. Die ersten Wochen verbrachten sie an der See. Das Brausen des Meeres war ihnen die große Melodie des Sanges von Gottes Allmacht. Da nahmen sie beide ihre Studien auf und Hand in Hand wanderten sie ihren Lebensweg weiter, dem einen großen Ziel entgegen, dem wir alle zustreben, bewußt oder unbewußt, dem Dienste des Nächsten und dem Frieden in Gott.

~~P 49 11 II~~



! Nie pożyczaj się do domu

BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
Gdańsk

67